Mor.
899 c

<36621082380018

S

<36621082380018

Bayer. Staatsbibliothek

Lehrreiche
Gedanken

mit kleinen Begebenheiten
zur
Bildung eines edeln Herzens
in
der Jugend.

Von
Mathias von Schönberg,
der Gottesgelehrtheit Doktor, und churfl. pfalz-
baierischen geistl. Rath ꝛc.

Zweyte Auflage.

München, 1792.
Zu finden bey des churfl. geistlichen Raths
deutschen Schulfonds-Bücherverlage.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gebet dem Jünglinge alles, nur die Tugend nicht, und ihr werdet nichts zu seinem Glücke gethan haben.

Plato.

Privilegium impressorium.

Da Seine Churfürstliche Durchleucht unser gnädigster Herr all jenen Büchern, die für die innländischen Schulen auf Kosten des hiesigen Schulfondsbücherverlages inn = oder außer Landes gedruckt werden, ein immerwährendes und uneingeschränktes Privilegium des Inhalts gnädigst ertheilet haben, daß keines derselben in sämtlichen Churlanden und übrigen Staaten bey Verlurst des Nachdruckes und hundert Dukaten Strafe, wovon die Hälfte dem gedachten Schulfondsbücherverlage, die andere hingegen dem Aufbringer hievon ohne Gestattung prozeßualischer Weitläufigkeit zuzuerkennen ist, ohne ehevor bewirkte besondere höchste Erlaubniß nachgedruckt werden solle; so wird andurch diese gnädigste Verwilligung den Buchdruckern, Buchhändlern und Buchbindern zur vorläufigen Gewarnung ex Commissione speciali kundgemacht. München am 29sten Märzes 1791.

Churfl. Pfalzbaierischer geistl. Rath.

Fr. Xav. Graff,
Churfl. wirkl. Rath und
geistl. Raths=Sekretär.

An den Buchbinder:
Wird nach dem Titel gebunden.

An den Leser.

Junge Leute müßen denken lernen; und sie lernen es niemals leichter, niemals begieriger, als durch Beyspiele, die ihren Vorwitz reizen. Ohne dieß sind oft die kernhaftesten Lehrsätze wie eine ungesalzene Speise, wenigst bey der Jugend, welche den innern Werth ei-

nes

nes obschon auserlesensten Denkspruches zu erwägen sich nicht gern Mühe giebt. Man muß ihnen also die Grundsätze mit Begebenheiten würzen, und, man muß ihnen die Gedanken, wie das Brod, vorschneiden, damit sie denken lernen. Aber, nur auserlesene, von allem, was schädlich, falsch, oder nachtheilig seyn möchte, sorgfältigst geläuterte, und, so viel als möglich, nur edle Gedanken; wenn man anders bey der Jugend, so, wie es jeder Vater wünschet, den Verstand aufklären, und ein edels Herz bilden will.

So dachte ich, da ich, als ein Freund der Jugend, gegenwärtige Sammlung zu machen, des Schlusses wurde. Es sind Gedanken über verschiedene Gegenstände, worüber junge Leute sowohl als jene, deren Erziehung etwa ist vernachläßiget, oder sonst verunglücket worden, gesunde Begriffe nöthig haben.

Ich nenne sie lehrreiche; und wenn diese Gedanken dieß Ehrenwort vielleicht nicht verdienen, in so weit sie die Meinen sind: so verdienen sie es doch gewiß, weil sie grossentheils aus grossen Männern geborget, ob sie schon auch

aus

aus diesen niemals ganz und geradehin nur ausgeschrieben sind. Genug für mich, wenn ich der Jugend nur nützlich bin; ja, man wird dem arbeitsamen Fleiße der Biene das Lob nicht absprechen können, wenn schon diese anders auch nichts gethan, als nur gesammelt hätte.

Verzeichniß

des Inhalts, und der Abschnitte.

Seite.

I. §. Vom Adel 1
II. §. Vom Alter 3
III. §. Von der Arbeitsamkeit 4
IV. §. Vom Aeußerlichen 5
V. §. Vom Aeußerlichen in der Andacht . . . 6
VI. §. Von der Aufrichtigkeit 9
VII. §. Von der Beleidigung 9
VIII. §. Von der Belohnung 11
IX. §. Von der Bescheidenheit 11
X. §. Von der Besserung 12
XI. §. Vom Betruge 13
XII. §. Von der Betrübniß 14
XIII. §. Vom Beyspiele 14
XIV. §. Vom Beyspiele der Heyden 15
XV. §. Vom Bücherlesen 17

XVI.

Seite.

XVI. §. Von Christus dem Welterlöser . . . 18
XVII. §. Von Komplimenten 20
XVIII. §. Vom Kritisiren 22
XIX. §. Vom Denken 23
XX. §. Vom Disputiren 24
XXI. §. Von der Ehre 25
XXII. §. Von der Ehrerbiethung 27
XXIII. §. Von der Ehrlichkeit 28
XXIV. §. Vom Eigennutze 29
XXV. §. Vom Eigensinne 31
XXVI. §. Von der Einsamkeit 32
XXVII. §. Von den Ergötzlichkeiten 33
XXVIII. §. Von der Erkehntlichkeit 34
XXIX. §. Von der Erkenntniß des Bösen . 37
XXX. §. Von der Erziehung 38
XXXI. §. Von der Faulheit 39
XXXII. §. Vom Fehlen 41
XXXIII. §. Von den Feinden 42
XXXIV. §. Von den Feyertagen 44
XXXV. § Vom Fleiße 44
XXXVI. §. Vom Freveln über Glaubenswahrheiten 45
XXXVII. §. Von der Frömmigkeit 47
XXXVIII. §. Vom Gebethe 49

XXXIX.

XXXIX. §. Von den Gebrechlichkeiten des menschlichen Leibes 51
XL. §. Von der Geduld 52
XLI. §. Von der Gefahr 54
XLII. §. Vom Gehorsam 54
XLIII. §. Vom Gelde 56
XLIV. §. Von der Gelegenheit 56
XLV. §. Von der Gelehrsamkeit 57
XLVI. §. Von der Gerechtigkeit 58
XLVII. §. Von den Geschöften 59
XLVIII. §. Von der Geschämigkeit 60
XLIX. §. Von der Geschwätzigkeit 61
L. §. Von der Gesundheit 62
LI. §. Von dem Gewissen 62
LII. §. Von der Gewohnheit 63
LIII. §. Vom Glücke 65
LIV. §. Von der Gleichgültigkeit 66
LV. §. Von Gott 67
LVI. §. Von der Großmuth 69
LVII. §. Von den Grundsätzen eines gesitteten Lebens 73
LVIII. §. Von der Gunst 75
LIX. §. Von der Gütigkeit 76
LX. §. Von der Gutthätigkeit 77
LXI. §. Von der Habsucht 78

Seite.

LXII. §. Von der Herzhaftigkeit 80
LXIII. §. Von der Höflichkeit 82
LXIV. §. Vom Hochmuth 83
LXV. §. Von der Jugend 84
LXVI. §. Von der Keuschheit 86
LXVII. §. Vom Klagen 89
LXVIII. §. Vom Klagen wider die Obrigkeiten 90
LXIX. §. Von der Kleidung 91
LXX. §. Von Krankheiten 92
LXXI. §. Vom Laster 94
LXXII. §. Von den Leidenschaften 96
LXXIII. §. Leben, langes 97
LXXIV. §. Von der Leutseligkeit 98
LXXV. §. Vom Lobe 99
LXXVI. §. Vom Lügen 101
LXXVII. §. Von der Mäßigkeit 102
LXXVIII. §. Vom Menschen 104
LXXIX. §. Von Meynungen und Vorurtheilen 106
LXXX. §. Vom Mißtrauen 108
LXXXI. §. Vom Mitleiden 110
LXXXII. §. Von den Müßiggängern 111
LXXXIII. §. Von der Nachahmung 112
LXXXIV. §. Vom Neid 116
LXXXV. §. Von der Ordnung 117

Seite.

LXXXVI. §. Vom Patriotismus 117
LXXXVII. §. Vom Pöbel 120
LXXXVIII. §. Von den Predigten 122
LXXXIX. §. Vom Putze 124
XC. §. Von der Rache 125
XCI. §. Vom Rathe 129
XCII. §. Vom Reden 130
XCIII. §. Vom Reichthum 131
XCIV. §. Von der Religion 133
XCV. §. Von der Ruhmsucht 135
XCVI. §. Von der Sanftmuth 136
XCVII. §. Von der Sauberkeit 140
XCVIII. §. Vom Scherzen 141
XCIX. §. Von der Schmeicheley 142
C. §. Von der Seele des Menschen . . 143
CI. §. Von der Sittsamkeit 145
CII. §. Von Sonderlingen 146
CIII. §. Von der Sparsamkeit 148
CIV. §. Vom Spielen 151
CV. §. Von Spöttereyen 152
CVI. §. Vom Tadel 153
CVII. §. Vom Tode 155
CVIII. §. Vom Troste 159
CIX. §. Von der Tugend 161

Seite.

CX. §. Von der Verleumdung 163
CXI. §. Vom Ungefähr 164
CXII. §. Von den Vorgesetzten 168
CXIII. §. Von Vorwürfen 170
CXIV. §. Vom Urtheilen 171
CXV. §. Von der Wahrheit 172
CXVI. §. Von den Widerwärtigkeiten . . . 173
CXVII. §. Von den Wissenschaften 175
CXVIII. §. Vom Ziel und Ende des Menschen . 177

Lehr=

Bayerische Staatsbibliothek München

Lehrreiche Gedanken

mit kleinen

Begebenheiten.

I §.

Vom Adel.

Es giebt Leute, die den Adel verdienen; es giebt andere, die ihn nur erben; und wieder andere, die ihn zugleich erben und verdienen; denn, obschon der Adel erblich ist, so sind es doch nicht die Verdienste, die in Ansehung jenes eben das sind, was der Kern gegen die leere Schaale ist. Lächerlich wäre es also, wenn jemand wegen ho-

her Ahnen allein sich groß dünken wollte; eben so lächerlich, als es ein junger Stutzer ist, der mit entlehnten Kleidern sich auf der Gasse brüstet, die er doch weder zu bezahlen, noch zu verdienen im Stande ist. —

„Mir ist mehr daran gelegen, daß ich ge= „lehrte, und geschickte, als daß ich adeliche Leute „um mich habe,“ sagte die einsichtsvolle Köni= ginn von Schweden, Christina, diese würdige Tochter des grossen Gustav.

Ein junger Mensch bath einst den Antigo= nus um eine besondere Gnade, weil seine Vor= eltern sich um das gemeine Wesen besonders ver= dient gemacht hätten. Antigonus fragte ihn: ob er denn nicht selbst im Stande sey, durch ei= gene Verdienste sich der gesuchten Gnadenbezei= gung fähig zu machen, weil es doch auf einen jungen Menschen sehr übel stünde, wenn er es bloß auf die Verdienste seiner Voreltern wollte an= kommen lassen.

II §.

Vom Alter.

Wer gern ein dauerhaftes Alter genießen will, der muß bey Zeiten anfangen gleichsam alt zu werden. Und dieß geschieht auch wirklich, wenn man nur bey Zeiten anfängt die Weisheit zu lernen, und seine böse Anmuthungen mit allem Ernste zu bezwingen; denn der Sieg über sich selbst ist das Höchste der Weisheit, sprach Diogenes. Ein lasterhaftes Leben aber ist ein frühzeitiges Grab der späten Jahre, und eine traurige Vorspanne des herzueilenden Todes.

Von dem berühmten Bacon, nachmaligem Kanzler in England, sagt die Geschichte: daß man die Spuren eines ehrwürdigen Alters, die Vorzüge des Schriftstellers, des Advokaten, des Philosophen und des guten Bürgers, schon vor der gewöhnlichen Zeit auf seiner Stirne gelesen, und bey ihm wahrgenommen habe; weil er sich bey guter Zeit, nämlich schon in seiner Jugend, mit allem Ernste um selbe erworben hatte. Die kluge Antwort, die er, schon als Knab, der Königinn Elisabeth gegeben, trifft gar wohl zu.

Die Königinn fragte den Kleinen, wie alt er wäre: worauf dieser mit grosser Bescheidenheit antwortete: „Mein Leben beträgt zwey Jahre weniger, als die glückliche Regierung Euer „Majestät.

III §.

Von der Arbeitsamkeit.

Anhaltende Arbeit überwindet gemeiniglich auch die größten Hindernisse. Sie ist allezeit lobwürdig, und nicht selten eben so glüklich.

Dem Aliattes, König von Lidien, begegnete einsmals ein fremdes Weib aus Thracien, welches einen Krug Wassers auf dem Kopfe trug, dabey mit ihren Händen strickte, und noch überdas ein Pferd von der Tränke zurükführte, davon sie den Zaum an ihrem Gürtel befestiget hatte. Aliattes bewunderte diese Seltenheit des arbeitsamen Fleißes, und schickte sogleich einige Gesandte an den thracischen König Thetis, um aus dessen Lande einige dergleichen Kolonisten zu haben; weil er für gewiß hielt, daß so arbeitsame Leute auch in andern Dingen allezeit die Besten seyn würden.

IV §.

IV §.

Vom Aeußerlichen in den Gebärden.

Eine äußerliche Wohlanständigkeit ist für den Leib eben das, was ein gesunder Verstand in Ansehung der Seele ist. Man soll demnach in seinem Aeußerlichen allezeit sittsam seyn, und auch gegen sich selbst gleichsam eine gewisse Ehrerbietigkeit beobachten, die man niemals verlieren darf, wenn man will, daß auch andere uns dieselbe niemals versagen sollen.

Der zuvor angerühmte Bacon, den man für einen der größten Geister unter den Philosophen schätzet, pflog zu sagen: daß die Ehrerbietigkeit gegen sich selbst ein Zaum für alle Laster sey. Aber auch eben er war ein schöner Beweis dieser schönen Lehre. Denn sogar seine Feinde fanden nichts an ihm zu tadeln: dermassen sittsam, und eben darum höchst angenehm war seine ganze Person. Und, wie es seine Lebensgeschichte meldet, so dürfte man ihn

nur

nur sehen, um für ihn eingenommen zu werden; und ihn zu lieben, auch ehe man noch seine Verdienste kannte.

V §.

Vom Aeußerlichen der Andacht.

Durch äußerliche Frömmigkeit sich verstellen, ist ein elender Betrug, der gemeiniglich nur dem Betrüger schadet. Aber die innerliche Andacht öffentlich nicht gern bekennen; die äußerlichen Zeichen der Ehrfurcht und Anbethung geringe achten, oder leichtsinnig tadeln, und seine ganze Religion nur im Herzen tragen wollen: dieß ist der scheinheilige Vorwand gewisser Witzlinge, die wirklich eine Gattung der boshaftesten Leute sind. Sie sind nicht nur Betrüger; weil sie in einer wichtigen Sache, als die Religion ist, einen so falschen Grundsatz für ächt verkaufen, sondern sie sind zugleich durch ihr schädliches Beyspiel die öffentlichen Verführer der Unschuld, von welchen die Schrift bey Math. am 13. Kap. saget: Wehe euch! weil ihr das Himmelreich den

Menschen zuschließet; denn ihr selbsten gehet nicht hinein, und andere, die hinein wollen, die lasset ihr nicht: nämlich eures Aergernisses wegen. —

Du sollst Gott deinen Herrn lieben aus ganzem deinem Herzen. Nicht genug; nicht nur innerlich nämlich, sondern auch aus allen deinen Kräften sollst du deinen Gott lieben ꝛc. Das ist, auch durch eine äußerliche, und zwar allzeit höchste Ehrerbietung, weil für den Allerhöchsten nur die höchste, und keine geringere erklecklich ist. Dieß ist der Befehl Gottes, Deut. am 6.; und bey Matth. am 5. Kap. saget es dir eben dein Gott abermal: Euer Licht soll vor den Augen der Menschen also leuchten, daß man eure gute Werke öffentlich sehe, und den Vater, der im Himmel ist, dadurch lobe; — — denn, wenn ich der Vater bin, wo ist die Ehre, die ihr mir schuldig seyd? fraget er bey Malach. am 1.

Junge Stutzer, die ihr in unsern geheiligten Kirchen durch eure ärgerlichen Frechheiten euch großdünket, was werdet ihr Elende einst hierauf

dem

dem Allerhöchsten antworten, vor dessen Majestät euch an jenem grossen Tage das Mark in euern Beinen erzittern und starren wird? — Da, wenigst da, werden diese starken Geister ihre schandvollen Schwachheiten fühlen.

Ein Favorit bey Hofe, der sich einst in Gegenwart seines Königes grosse Freyheiten herausgenommen hatte, entschuldigte sich, mit Vermelden: daß seine Majestät dessen ungeachtet von seiner tiefesten Ehrfurcht und Ergebenheit vollkommen versichert wären. „Mit dem allein ist mir „nicht bedienet,“ ließ ihm der König nebst der Ungnade bedeuten, und schafte ihn vom Hofe.

Als die grosse und heldenmüthige Königinn, Maria Stuart, schon auf der traurigen Todesbühne stand, und ein Crucifixbild in der Hand hielt, sagte der Graf von Salisbury zu ihr: Madame! wozu dienet das Crucifixbild? man muß Christum im Herzen, und nicht in Händen tragen. — „Im Herzen und in den Händen „zugleich,“ antwortete sehr weislich die gottselige Königinn.

VI §.

VI §.

Von der Aufrichtigkeit.

Die Aufrichtigkeit soll nicht in Grobheit, auch nicht in Einfalt ausarten. Grobe Leute sind allezeit verhaßt, und die Aufrichtigen werden allezeit geliebt, aber auch oft betrogen, wenn sie einfältig sind. — Seyd einfältig, in der Unschuld eures Herzens, wie die Taube; aber seyd zugleich nicht minder klug, als wie die vorsichtige Schlange, sagt der göttliche Lehrmeister bey Matth. am 10. Kap.

VII §.

Von der Beleidigung.

Wenn jemand so vermessen wäre, daß er auf ein Bildniß Christi, des göttlichen Erlösers, schmähen, spotten oder schimpfen wollte, so würde man dieß, bey uns Christen, jederzeit als eine der verfluchtesten Lasterthaten ansehen, und verdammen. — Ist aber nicht jeder Mensch ein Ebenbild Gottes, ein Ebenbild Christi, auch sogar dem Leibe nach? — und zwar nicht nur ein mit Farben entworfenes, ein nur aus Holz, aus

Stein,

Stein, oder Erz gestaltetes, sondern ein wahres und lebendiges Bildniß Christi, der im Fleisch erschienen, und unser Bruder geworden ist? — Und wenn auch dieß alles nicht wäre, so sollte doch von aller Beleidigung unsers Nächsten uns abzuhalten schon erklecklich seyn jener Ausspruch des Erlösers, bey Matth. am 25. Kap. **Was ihr einem aus den Mindesten thun werdet, dieß habt ihr Mir gethan.**

Es ist also in Wahrheit ein Wunder des Unglaubens, oder ein Abentheuer der Treulosigkeit gegen das Gesetz des Christenthums, wenn man Christen sieht, die sich einander nicht lieben, die sich einander so leichterdingen verachten, oder schimpfen, betrügen oder sonst beleidigen können; und die dessen ungeachtet Christen seyn, und Christen heißen wollen; da sie doch einen so grossen Namen nur zu ihrer größten Schande tragen.

„Aendere deine Sitten, oder deinen „Namen" sagte der grosse Alexander zu einem seiner Soldaten, der zwar den Namen des Alexanders, seines Königes, aber ganz ungleiche Sitten, hatte.

VIII

VIII §.

Von der Belohnung.

Grosse Seelen dienen nicht um Geld. Man darf ihnen aber deßwegen, oder unter anderem Vorwande, die Belohnung nicht entziehen, welches auch nur darum eine Ungerechtigkeit seyn würde, wenn diese für das Verdienst nicht hinreichend abgemessen wäre.

Ein tapferer Soldat hatte in einem Treffen beyde Arme verloren; und sein Hauptmann wollte ihm einen Thaler schenken. „Ihr glaubt gewiß, mein Herr!“ erwiederte der Soldat mit grosser Lebhaftigkeit, „daß ich ein paar Handschuhe verloren habe?“

IX §.

Von der Bescheidenheit.

Man muß allzeit mit Bescheidenheit zur Sache gehen, und, nachdem es die Umstände erfodern, Gelindigkeit, oder Ernsthaftigkeit brauchen. Vor allen aber muß man daran seyn, daß man durch ein voreiliges Vergehen sich selbst niemals

vergesse;

vergesse; weil man gemeiniglich mehr geneigt ist, der hochmüthigen Zornhitze seines unruhigen Herzens zu willfahren, und den Fehler des Nächsten zu strafen, als ihm solchen zu vergeben.

Einige Hofleute Philipps des Schönen reizten diesen Prinzen gegen einen Prälaten, der ihn beleidiget hatte: „Ich weis, gab er ihnen „zur Antwort, ich weis, daß ich mich rä„chen könnte; aber ich weis auch, daß es „sehr schön ist, solches können, und nicht „thun.“

X §.

Von der Besserung.

Nicht allein der Verstand muß gebessert werden, sondern auch der Wille, und die Kunst mit andern wohl umzugehen. Durch den guten Willen, und nicht durch den guten Verstand unterscheiden sich die Kinder des Lichts von den Kindern der Finsterniß. Jene, so am meisten Verstand haben, sind oftmals in der Tugend die Geringsten; und selbst die verdammten Geister übertreffen uns eben so sehr durch ihren hohen Verstand, als durch ihre äußerste Gottlosigkeit.

Ein

Ein Rathsherr zu Rom, dessen wollüstiges und unordentliches Leben bekannt war, lobte in öffentlicher Rathsversammlung mit einer vorzüglichen Beredsamkeit die Tugend. Ein anderer fiel ihm mit folgenden Worten in die Rede: „O du, „der du wie Kato redest, lebe nicht wie „Lucullus!"

XI §.

Vom Betruge.

Wer andere zu hintergehen sucht, der ist nicht werth, daß er unter anderen lebe. Und öfters gewinnt der Betrüger auch gerade nichts anders, als die Schande, daß er wie ein Schelm gehandelt habe.

Agesilaus sagte, daß er die Betrüger und Verräther sogar hinter dem Altare hervorziehen wollte, um ihnen den verdienten Lohn zu geben. — „Die Staaten sind auf dem Punkte unterzugehen, wenn die Belohnung der Verdienste Betrügern zu Theil wird," war der merkwürdige Ausspruch des Antisthenes, eines alten Weltweisen.

XII §.

Von der Betrübniß.

Nur das Sündigen stürzet den Menschen in wahres Unglück, weil es ihn mit Gott in Feindschaft setzet. Mithin soll auch nur dieses allein, oder doch dieses ohne Vergleich mehr als alles andere uns zu Herzen gehen. Alle übrigen betrübten Zufälle können uns heilsam seyn; und sie verschaffen auch wirklich den größten Vortheil, wenn wir selbe nur mit jener Unterwerfung erdulden, die wir dem heiligsten Wille Gottes allezeit höchst schuldig sind.

XIII §.

Vom Beyspiele.

Das böse Beyspiel ist eine ansteckende Seuche, wider welches die schwache Jugend so, wie eine zarte Pflanze wider den brennenden Reif, sich sorgfältig bewahren muß. Wer aber gute Beyspiele nachahmet, oder die bösen tilget, der hat die Ehre, für die Nachwelt selbst ein glänzendes Beyspiel zu werden; und er hat auch gemeiniglich das ruhmvolle Vergnügen sich und andere gebessert zu sehen.

Ein reicher Kaufmann zu Paris, Namens Lellain, hat im 16ten Jahrhunderte eine unkeusche Kupferblatte für 100 Thaler an sich erkauft, nur in der Absicht, selbe, damit die ärgerlichen Abdrücke davon nicht unter das Volk kämen, gänzlich zu zernichten, welches sein christlicher Eifer zu seiner unsterblichen Ehre auch wirklich ausführte.

XIV §.

Von dem Beyspiele der Heyden.

Die sittlichen Tugenden sind allezeit gut; sie sind allzeit eine Gabe Gottes, auch da sie von den Heyden ausgeübet sind. Es können also auch diese für uns Christen zum Beyspiele dienen; nur mit dem Unterschiede, daß wir Christen durch eine höhere Meynung einen noch bessern Gebrauch davon machen; so, wie es die heilige Kirche thut, wenn sie die Tempel der Götzen zum Dienste des wahren Gottes Jesu Christi einweiht. Ja, wer immer über die strenge Sittenlehre der christlichen Religion sich beschweren

ren will, der darf nur auf die Beyspiele der Heyden zurükſehen. Er wird ſogleich finden, daß man weiters nichts nöthig hat, als vernünftig zu ſeyn, um dießfalls ein guter Chriſt zu ſeyn. Ein in der Sittenlehre auch ſchlecht beſtellter Chriſt muß, meines Erachtens, den bittern Verweis ſeines böſen Gewiſſens niemals nachdrücklicher fühlen, als, wenn er ſieht, daß er in der Art eines keuſchen, eines dienſtwillig= und aufrichtigen Wandels ſelbſt von den Heyden in die Schule geführt, und zu ſchanden gemacht werde; weil er bisher nicht nur kein Chriſt, ſondern auch nur ein gut geſitteter und vernünftiger Heyd zu ſeyn noch nicht gelernt hat.

Der römiſche Feldherr Marcus Antonius entſetzte ſich über ſeinen bevorſtehenden Tod. Da er aber zu gleicher Zeit einen ſeiner Sklaven und eine Dame herzhaft vor ſeinen Augen ſterben ſah, ſagte er voll Beſchämung gegen ſich ſelbſt: „Iſt es wohl möglich, daß ich meine „Pflicht von einem Weibe, und ſelbſt von „meinem Sklaven lernen muß?“ — Sollte es nicht weit häßlicher ſeyn, wenn es dem Chriſten oft ſogar ein Heyd bevorthut? —

XV §.

XV §.

Vom Bücherlesen.

Das Bücherlesen ist die rechte Nahrung, und gleichsam der Göttertrank des Geistes. Aber ehrenrührische Schriften lesen, ist eben so viel, als Gift statt des Hönigs sammeln; und, wer sich mit unzüchtigen Büchern gerne abgiebt, der trinkt aus einer stinkenden Kothlacke. Er verräth hiedurch die allerschändlichste Neigung seines niederträchtigen Herzens: und er verhält sich nicht besser, als gewisse häßliche Thiere, die ihr Vergnügen nur im Wust und Unflate finden.

Ja, nichts ist geschickter die Sitten und die Unschuld der Jugend auf einmal zu verderben, als gewisse Schriften, die mit wollüstigem Witze, oder mit unreinen Liebsgeschichten unterspücket sind, wodurch sich diese ganz sachte, wie eine Schlange, einschleichen. Aber eine Schlange, die auch unter den schönsten Blumen versteckt liegt, ist deßwegen nicht minder vergiftet; sie verwundet nur desto gefährlicher, je schmeichelhafter sie sich verborgen hält.

Plinius, ein alter Naturkündiger, ob er schon ein Heyd war, hassete dergleichen schädliche Bücher, und liebte entgegen vorzüglich die, welche von der Tugend handelten. Er ließ sich bey Tische jederzeit vorlesen, und auf seinen gelehrten Spatziergängen hatte er stäts ein nützliches Buch, eine Schreibtafel und seinen Kopisten bey sich; denn er las nichts, ohne Auszüge zu machen.

XVI §.

Von Christus dem Welterlöser.

Nichts läßt ungereimter, als, ein Christ seyn, und schier an alles andere öfters, als an Christum, gedenken, von dem wir doch diesen schönen Namen, wie die Kinder vom Vater, tragen. — Wie? wenn dieser göttliche Erlöser eben so selten, und eben so kaltsinnig sich unser erinnerte, müßten nicht seine väterlichen Gutthaten gegen uns weit sparsamer seyn? — Häufige Gutthaten, die wir jetzt doch täglich und stündlich,

lich, auch ohne es zu wissen, oder daran zu gedenken, nur von ihm, und durch ihn allein genießen? —

Ein edler Jüngling, der zugleich ein besonderer Liebhaber seines Erlösers war, wurde einst im Vertrauen gefraget: wie er es doch angehe, daß er gegen Christum eine so ausnehmende Liebe fühlete? — „Ich, antwortete der Jüngling, ich stelle mir einen königlichen Prinzen vor, der eben in meinem Alter ist; der an Vollmacht, an Weisheit, und Schönheit, und in allen hohen Eigenschaften, die man immer ersinnen, oder sich wünschen kann, alles übertrifft; der zugleich sich mit mir öfters ganz freundlich unterhält, weil er allezeit nur bey mir seyn will, und weil er in allen Stücken eben so gut gesinnet ist, als wie ich, und es mit mir eben so aufrichtig meynet, als ich selbst. Kurz, ich stelle mir so einen Menschen vor, der so liebenswürdig ist, daß es nur unmöglich wäre, ihn nicht zu lieben. — Nun aber weis ich für gewiß, daß ich alles dieses in Jesu finde, und daß alles, was man über dieß gesagte immer noch hohes und schönes denken, oder sagen kann, daß alles mit aller Wahrheit

eben nur von Christo kann gesaget werden. — Wie? müßte ich nicht ein wildes Abentheuer seyn, wenn ich so eine hohe, so eine liebe und anmuthvolle Person nicht vorzüglich über alles und allzeit recht innerlich und zärtlichst, ja nur diese allein, liebete?" —

So liebte der junge David seinen königlichen Freund, den Jonathas. Und so eine Liebe eines Christen gegen Christum ist das sicherste Kennzeichen der ewigen Gnadenwahl; das ist, daß man unter den Auserwählten zu seyn von Ewigkeit her bestimmet sey.

XVII §.

Von Komplimenten.

Ein Komplimentenmacher ist ein ungestümer Mensch, der fast jedem mit hundert gehorsamer Diener entgegen gehet, und eben dadurch jedermann beschwerlich fällt. Er biethet andern die Ehrenstelle an, damit solche ihm zu Theil werde; und er bettelt um Komplimente, indem er selbst etwelche machet.

Die Deutschen waren vormals mit ihren Worten sehr sparsam; sie waren aber um so redlicher in Erfüllung ihres Versprechens. Die alte Offenherzigkeit, ein edels, ernsthaftes Bezeugen, ein natürlich und aufrichtiges Wesen, welches allemal eine erhabene Seele zu erkennen giebt, dieß war ihr Charakter. Und eben dieß hat unseren Voreltern noch heut zu Tage allezeit mehr Ehre gemacht, als uns unsere neue à la modische Komplimente, die mit so vielen nichtsbedeutenden Verbeugungen, mit so viel leeren Versicherungen von Respekt und Freundschaft angepfropfet sind, daß ein rechtschaffener Mensch in Ansehung solcher falscher Vorstellungen zuweilen schier des Lebens selbst möchte müde werden.

„Was ist denn das für eine kleine Miß„geburt?“ sagte eine Frau ziemlich unbedachtsam zu einer andern. — „Madame, es ist „meine Tochter,“ antwortete diese. — „So, „so, sie ist sehr artig,“ erwiederte sogleich jene, und machte ihr ein tiefgebeugtes Kompliment. — Pfuy! wenn so eine weibische Heucheley etwann schon auch von feigen Männern nachgeahmet würde! —

XVIII §.

Vom Kritisiren.

Es giebt viele Dinge, worüber zu urtheilen wir entweder kein hinreichendes Kenntniß, oder doch von Gott den ächten Beruf nicht haben. In solchen Umständen muß man mit seinem Urtheile zurückhalten, und nicht leicht seine Meynung sagen, sonst verräth man sich, daß man zu wenig Verstand, und noch weniger Tugend habe. —

„Was! ein Buch von der Keuschheit? — „Keuschheit ist Kinderey,“ sagte ein junger Witzling. — Ja, war die Antwort, „Keusch„heit ist Kinderrey, aber nur, wenn unver„ständige Kinder, oder ein muthwilliger Bur„sche davon urtheilen. —

Ein anderer, als er eine neu aus der Presse gekommene Schrift, die er doch nicht einmal gelesen hatte, loben hörte, fiel den übrigen in die Rede mit Vermelden: „Der Autor hat es ge„wiß nur von andern ausgeschrieben.“ — „Gemach, mein Herr!“ widersetzte ihm einer,

„Sie

„Sie möchten das Original benennen, oder aber „als ein Ehrabschneider passiren müßen.“

XIX §.

Vom Denken.

Man muß voraus denken, damit man nicht voreilig, und eben darum unglücklich sey. Man muß denken, bevor man redet; denken muß man heute auf morgen, und noch dazu auf lange Zeiten hinaus.

Karl der V., Kaiser und König in Spanien, gieng in allen, oft auch geringscheinenden, Sachen, nicht anders, als mit größter Ueberlegung, zu Werke. Er sagte öfters: „Lange Ueberlegungen sind „die Gewährleistung eines glücklichen Erfolgs.“ Diesen Geist der Ueberlegung, den er in hohem Grade besaß, nahm man anfänglich für Langsamkeit an. Europa indessen sah sich bald genöthiget dieses übereilte Urtheil zu widerrufen, und der klugen Vorsicht Karls das gebührende Lob zu sprechen.

Der kluge und berühmte Kanzler Thomas Morus schien sein hartes Schicksal, das ihn endlich betraf, lange zuvor bedenket, und lange zuvor, aber auch, als ein wahrer christlicher Held allezeit unerschrocken bey sich verspüret zu haben. Man sagt, daß er oft seiner Frau und seinen Kindern voraus gesagt habe, was erfolgen würde. Einst miethete er einen Gerichtsknecht, daß er während der Mittagsmahlzeit kommen, an die Thüre ungestüme anklopfen, und ihn vor Gericht fodern mußte. Dieß that er, um die Seinigen gewissermaßen gegen die Unglüksfälle; die er nahe zu seyn glaubte, zu waffnen, und das Schrecken derselben zu mildern, indem er sie dergestalten voraus denken lehrete.

XX §.

Vom Disputiren.

Das Disputiren muß man, so viel möglich ist, vermeiden; weil es allezeit schwer läßt darinn die gehörige Mittelstrasse zu halten. Gleichwie es aber eine kriechende Niederträchtigkeit wäre, wenn man jemanden bey seinen Meynungen heucheln wollte; so ist es auch sehr thöricht, und gemeiniglich nur

der

der Mangel einer guten Erziehung, wenn man einen Menschen deßwegen anfährt, oder böse auf ihn wird, weil er anders denket, als wir, oder, weil er die Stärke unsrer Gründe noch nicht einsieht.

Isaak Casaubonus, der die Wissenschaften zu Paris gelehret, und Bibliothekär Heinrich des IV. gewesen, kam das erstemal in die Sorbonne, ehe sie noch von neuem gebauet wurde, und man sagte zu ihm: „Sehen Sie hier einen Saal, auf „welchem man seit 400 Jahren disputiret!“ — Und, was hat man dann entschieden? „fragte er.“ —

XXI §.

Von der Ehre.

Nichts ist lächerlicher, als gewisse Kreaturen, die sich Leute von Ehre nennen, deren Leben doch so abscheulich ist, daß, so zu sagen, fast der Galgen durch sie unehrlich gemacht würde. Die wahre Ehre, ob sie schon eine von der Religion ganz unterschiedene Quelle hat, so hat sie dennoch mit der Religion ganz gleiche Wirkungen; und die

Grund=

Grundsätze von der wahren Ehre werden den Grundsätzen von der Religion niemals nachtheilig seyn, so lange jene nicht falsch sind.

Seneca sagte, daß, wenn auch kein Gott und kein Bestrafer des Bösen wäre, er dennoch nichts Böses thun möchte; weil das Böse seiner eignen Natur nach schändlich, und der wahren Ehre allezeit höchst nachtheilig ist.

Als sich **Ludwig** der XII., König in Frankreich, gegen den römischen König über Ferdinanden beschwerte, sagte er: „Wenn ihre Verwandten untreu an mir geworden, so mag ich ihnen darinn nicht gleichen; ich will lieber ein Königreich verloren haben, das ich auch wohl wieder erobern will, als die Ehre, die man nie wieder bekömmt."

XXII §.

Von der Ehrerbietung.

Wir müßen das Alter ehren; weil wir alle alt zu werden wünschen, sagte Bion, ein Philosoph. Junge Leute entehren sich selbst, wenn sie dem Alter und dem Verdienste die Ehrerbietung versagen, derer man sich nur aus Unverstand, oder aus kindischem Stolze entäußern kann.

Es suchte ein Alter einen Platz bey den olympischen Spielen, und niemand wollte weichen; kaum aber war er an die Sitze der Lacedämonier gekommen, als alle junge Leute aus Ehrerbietung aufstunden: worüber sogleich von allen ein lauter und allgemeiner Beyfall gegeben wurde.

Als ein junger Spartaner Leute sah, die sich in Sänften aufs Land tragen ließen, rief er aus: „Der Himmel wolle nicht, daß ich je an ei„nem Orte sitze, wo ich vor einem Alten „nicht aufstehen könnte.“ — Gott gäbe, daß man von unseren Zeiten niemal sagen müße, was einst ein betagter Edelman am Hofe Lud-

wigs

wigs des XIV. dem jungen Monarchen gesaget, als dieser ihn fragte, welchem Jahrhunderte er den Vorzug gäbe, ob dem Seinigen, oder dem Jetzigen. „Sire! antwortete der Edelmann, ich „habe in meiner Jugend gelernt den Alten ehr„erbietig zu begegnen, und in meinem Alter „muß ich lernen Ehrerbietung gegen Kinder zu „haben."

XXIII §.

Von der Ehrlichkeit.

Jener verdienet in Wahrheit ein recht ehrlicher Mann zu heißen, der nicht nur sein Thun und Lassen, sondern auch die Absicht und Meynung derselben vor den Augen ehrlicher Leute allezeit darf sehen lassen.

Da man dem Boileau vorstellte, daß er durch seine, obschon unstrafbare, Schriften dennoch sich Feinde und Beneider machen würde, welche stäts auf ihn Acht geben würden, um wider ihn klagen zu können, antwortete er: „Gut, ich „will ihnen Trotz bieten; denn ich werde „ein ehrlicher Mann seyn, und also mich „vor ihnen niemals scheuen dürfen."

XXIV §.

Vom Eigennutze.

Der Eigennutz ist schier das allgemeine Laster: nicht nur das Laster des Mannes, sondern auch oft schon der noch zärtern Jugend; so, daß ein Mensch ohne Eigennutz eine kostbare Seltenheit ist, die alles menschliche Lob weit übersteigt. — Der Eigennutz schleicht sich fast überall in alle Arten der Dienstbezeugungen unter hundertfältig geschminktem Vorwande ein, ohne daß er für dieß, was er wirklich ist, jemals will angesehen seyn; und diese knechthafte Leidenschaft, nur diese ist gleichsam die Triebfeder alles Thuns und Lassens. Doch, sie ist es nur bey niederträchtigen Gemüthern, nur bey schwachen Geistern, denen keine Empfehlung gut genug ist, wenn sie nicht handgreiflich ist. Ihr Charakter bringt es also mit sich; denn sie sind Geizhälse, kriechende Seelen, schäbigte Leute.

Der Herzog von Montmorenci gabst einst dem Herzoge von Enguien, seinem Neffen, der nachmals unter dem Namen des grossen Condé bekannt wurde, einen Beutel mit hundert Dou-

blonen, die der Prinz zu seinem Vergnügen anwenden sollte. Einige Tage darnach fragte er ihn, was er mit den 100 Doublonen gemacht habe: und der junge Prinz zeigte mit grosser Freude den Beutel, der noch ganz voll war. Der Herzog von Montmorenci nahm ihn, und warf alles Geld zum Fenster hinaus, mit den Worten: „Lernet, mein Vetter, „daß ein grosser Herr, wie Ihr seyd, „das Geld nicht so eigennützig lieben soll; „Ihr hättet Freygebigkeiten damit aus„üben können."

König Ludwig der XIV. that in einem Prozesse, der zwey Millionen betraff, einen Ausspruch wider sich selbst, und verdammte sich zur Bezahlung derselben. Worüber die Mademoiselle de Scudery in ihrem Sinngedichte saget: —

Pour vous, grand Louis, tout devient glorieux, Et le monde étonné doute, le quel vaut mieux, ou perdre des procès, ou gagner des batailles. „Für dich, grosser Ludwig, findt sich überall Ruhm; und die

„über

„über deine Siege erstaunte Welt zweifelt,
„was von beyden größer sey; Prozesse
„zu verlieren, oder Schlachten zu gewin-
„nen."

XXV §.

Vom Eigensinne.

Der Eigensinn ist wie ein hartes Kopfkissen, das seinen Besitzer immer unruhig macht, weil es niemal sich beuget, niemals nachgiebt. Auch in Sachen, wo man Gewißheit und gesunde Vernunft auf seiner Seite hat, auch da muß man zuweilen nachgeben, wenigst so lange, und so viel, als es Gesetze und Gewissen erlauben. — Man verliert nichts dabey, und man gewinnt sogar; denn in solchem Falle zeigt es sich offenbar, nicht allein wer Recht habe, sondern überdas, wer von beyden Theilen zu leben wisse.

Vielleicht wenig Könige, vielleicht auch wenig Privatpersonen haben in ihrem Charakter so viel Biegsamkeit gehabt. als Karl V., der römische Kaiser. Er sah in Spanien und Flandern, so zu reden, ganz anders aus, als in Italien

und im Deütschlande. Seine Art zu handeln, und seine Grundsätze der Regierung änderten sich oft nach Beschaffenheit der Menschen und des Klima. Er hatte eingesehen, daß es leichter und billiger sey, sich nach dem Genie seiner Unterthanen zu bequemen, als diese nach den Seinigen zwingen wollen.

XXVI §.

Von der Einsamkeit.

Wer die Einsamkeit zu nutzen weis, der findet darinn viele, wo nicht alle, Vortheile. Da entgegen schier alles unser Unglük oft nur daher kömmt, weil wir nicht allein seyn können. Hieraus entsteht die Spielsucht, die Eitelkeit, der Uebermuth, die Verschwendung, die Liederlichkeit, das Aergerniß, das Mistrauen, der Neid, das Vergessen seiner selbst, und endlich auch sogar des höchsten Wesens, unsers einzigen Ziels und Endes, zu dem wir erschaffen sind.

„Wie, mein Herr, so ganz allein?“ sagte ein müßiger Schwäzer zu dem Philosophen, den er mit dem Buche in der Hand sah, und stören

ren wollte. — „Nein, antwortete dieser; ich
„war niemals allein, als, nachdem Sie mich
„angeredet haben.“

XXVII §.

Von den Ergötzlichkeiten.

Suche solche Ergötzlichkeiten, die dich nicht erhitzen, noch weibisch machen. Suche Ergötzlichkeiten, die dich erquicken, und die du so genießen mögest, daß du deiner selbst mächtig bleibest, aber keine Ergötzlichkeiten, die dich mit sich fortschleppen. — Suche sachte und gemäßigte Ergötzlichkeiten, die dich nicht einem unvernünftigen Thiere an Wuth gleich machen. — Mache dich fröhlich, wenn es sich schicket, daß du dich nach der Arbeit erquicken mögest. — Koste die Ergötzlichkeiten, die dir Gott darbeut; koste sie, aber allezeit nur mit einem ganz unschuldigen Wohlgefallen. Die Weisheit hat nichts Rauhes, noch Gezwungenes an sich. Sie ist es, welche die wahren Ergötzlichkeiten schenket; sie allein weis dieselben zu würzen, um sie rein und dauerhaft zu machen. Sie weis das Spielen und Lachen mit den wich-

tigen und ernsthaften Geschäften zu vermischen; sie bereitet die Lust durch die Arbeit, und erquicket nach der Arbeit durch die Lust.

XXVIII §.

Von der Erkenntlichkeit.

Die Erkenntlichkeit ist jene theure Pflicht, die man jedem, der uns Gutes thut, vor allen aber Gott, und den Eltern schuldig ist. Eine Pflicht, deren Erfüllung weder schwer noch mühsam, und einem edeln Herzen allezeit nur zur größten Ehre gereichet. Man kann von einem Menschen nichts schlimmers sagen, als, daß er ein Undankbarer sey, saget Cicero. — Doch wir müßen niemal einem eine Wohlthat vorwerfen, wenn wir nicht eben dadurch schier alles Recht verlieren wollen, die wir auf seine Erkenntlichkeit hatten.

In China war ein Gesetz, welches die Oberkeiten, wenn sie Betrügereyen vorgenommen, dahin verdammte, daß ihnen die Hände sollten abgehauen werden. Ein Mandarin wurde dieser Strafe schuldig befunden, und eben sollte sie an

ihm

ihm vollzogen werden, als seine Tochter, mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt, seine Vertheidigung übernahm, indem sie selbst seine Sache vor dem Kaiser Quen=ti verfocht. Ihre Rede war kurz und rührend: „Nichts ist „wahrer, grosser Kaiser!“ sagte sie, „Mein „Vater hat das Schicksal verdient, das er itzt „erwartet, und seine Hände müßen ihm abgehauen werden. Hier sind solche:“ setzte sie hinzu, indem sie die Ihrigen aus dem Aermel heraus zog, womit sie bedeckt waren. „Ja, grosser „Kaiser, fuhr sie fort,“ diese Hände, die Sie „hier sehen, gehören meinem unglücklichen Vater. „Zum Unterhalt seiner Familie unnütz, überliefert er sie der Strenge der Gesetze, um diejenigen zu erhalten, die uns, meinem Großvater, „meinen Brüdern, und mir den Unterhalt verschaffen.“ Der Kaiser konnte bey einem so edelmüthigen Auftritte sich kaum der Thränen enthalten. — Der Vater wurde begnadiget, und die verehrungswürdige Tochter wurde mit tausend Lobsprüchen erhoben, die der ganze Hof ihrer Tugend machte.

Der grosse Alexander sagte öfters und öffentlich: „Ich habe das Leben meinem Vater zu „danken, aber die gute Aufführung ver„danke ich meinem Lehrmeister; und wenn „ich mit einigem Ruhme regiere, so bin ich „ihm denselben ganz schuldig.“ Dieser siegreiche Monarch hat vielleicht bey der Nachwelt sein Lob niemals glänzender erhöhet, als da er zur Ausübung dieser Erkenntlichkeitstugend sich so großmüthig erniedriget.

Sind nun die Menschen schuldig sich einander ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen: wie viel mehr müßen sie es verpflichtet seyn, solche ihrem Schöpfer zu erweisen, der uns nicht nur mit seinen Wohlthaten täglich und stündlich begnadiget, sondern auch allein die erste und wahre Quelle alles Guten ist, welches wir von den Menschen jemals genießen? — Ja, wenn die Undankbarkeit gegen Menschen als eines der verhaßtesten Laster angesehen wird, wie müßen wir dann jenen Undank benennen, mit dem der Sünder die unschätzbarsten Wohlthaten des Schöpfers bezahlt? —

XXIX §.

Von der
Erkenntniß des Bösen.

Das Laster ist nicht nur in den Augen ehrlicher Leute, sondern allezeit und an sich selbst häßlich. Es ist aber deshalben nicht minder gefährlich, und es ist eben darum gar nicht rathsam, daß die Jugend unter was immer einem Vorwande solches näher kennen zu lernen sich erkühne. Nein, der Mensch lernet allezeit eher das Böse. Er hat einen natürlichen Hang dazu, dem man vorbeugen, ihn aber nicht befördern muß, wenn man ehrlich denket. Wer mit Pech umgeht, der wird besudelt; und sogar das helleste Wasser wird man aus dem reinsten Gefäße nimmer so rein ausleeren können, ohne daß nicht allezeit etwas davon sich anhängt, und zurücke bleibt.

Als der Philosoph Antisthenes über die witzigen Einfälle verliebter Müßiggänger, und über die unreinen Schriften und Ergötzungen eines wollüstigen Lebens viel Rühmens machen hörte;

sprach

schrach er: „Eine solche Wissenschaft, eine „solche Glückseligkeit wünsche ich meinen „Feinden."

In der Bosheit abgerichtet zu seyn ist keine Weisheit, und der Gottlosen Denkensart ist keine Klugheit, saget der heilige Geist bey Ekkl. am 19. Kap.

XXX §.

Von der Erziehung.

Die gute Erziehung besteht hauptsächlich in dem guten Beyspiele der Eltern und der Vorgesetzten, ohne welches schier allezeit alles andere nur wenig oder gar nichts nützet. So eine gute Erziehung ist das beste Erbtheil für die Kinder. Unvorsichtige Eltern aber, die ihren Kindern zu vieles schmeicheln, erziehen sich gemeiniglich nur einen Fuchs, der zu seiner Zeit ihre Hühner, das ist, ihr Gut und guten Namen samt allen ihren schönsten Hoffnungen auffressen wird.

Man fragte den Bedienten eines jungen Prinzen, was denn sein Herr am besten gelernet habe? —

be? — „Reiten, antwortete dieser, weil die „Pferde seinem Eigensinn niemals geschmei„chelt haben.

Cornelia, die Tochter des grossen Scipio, und Gemahlinn des Bürgermeisters Sempronius, war einst in Gesellschaft römischer Damen, welche mit Edelsteinen, Kleinodien und Putze ein grosses Gepräng machten. Man bath die Cornelia, daß sie doch auch von dem Ihrigen was zeigen möchte, und diese kluge Römerinn ließ sogleich ihre Kinder herkommen, welche sie in aller Tugend zum Ruhme des Vaterlandes sorgfältigst erzogen hatte. Da sie nun dieselben zeigte, sagte sie: „Da sehet ihr meinen Putz, meine „Pracht, meine Kleinodien, und meine be„sten Kostbarkeiten."

XXXI. §.

Von der Faulheit.

Nichts ist ermüdender, als nichts zu thun zu haben, und die Faulheit ist nur das Laster übel erzogener Kinder. Diese scheuen sich vor der Arbeit, weil sie den Nutzen davon nicht einsehen.

Leichte

Leichte und alltägige Sachen stellen sie sich als hohe Berge vor, welche zu übersteigen ihnen sehr schwer und schier unmöglich scheint. Doch dergleichen falsche Vorstellungen und dieser Abscheu der Arbeit macht am Ende dem trägen Taugenichts in seiner Faulheit weit mehr Beschwerden, Unruh und Mißvergnügen, als selbst die schwersten Verrichtungen einem andern, der die Arbeit liebet, vielleicht niemals machen würden. — Der Mensch wird zur Arbeit geboren, und **wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen,** sagt die heilige Schrift in der 2 Epistel zu den Tessalon. am 3 Kap. 10 V. —

Es kann kein weiser Mann ein Feind der Arbeit seyn,
Denn, was den Reichthum macht, ist auch der Stärke Grund:
Die Faulheit macht uns nicht allein
Bedürftig, sondern ungesund.

XXXII §.

Vom Fehlen.

Niemand fehlet gröber, und öfters als jener, der niemals will gefehlt haben. Der Weise entgegen zieht oft mehr Frucht aus seinem Fehler, als aus seinen schönsten Thaten; denn der Fehler machet, daß er sich selbst besser kennen lernt, und er bringt ihm die Weisheit wieder, die er bey gutem Fortgange seiner Sachen etwa verloren hatte.

Der mächtige König Assuerus widerrief sein Gesetz, durch welches er der Gunst eines hochmüthigen Aman ein ganzes Volk zu opfern beschlossen hatte. Und der tapfre König Gustav achtete es sich zur Ehre, dem Scaton, einem seiner Officiere, den er in der Hitze des Zornes beleidiget hatte, zu sagen: „Es ist euch Unrecht „geschehen, und ich bin es, der euch beleidiget hat. Es thut mir leid; ich bin „bereit euch Satisfaktion zu geben.“ —

XXXIII §.

Von den Feinden.

Niemand muß man sich zum Feinde machen, auch nicht den Geringsten vom Pöbel. Denn schier jeder kann dir Uebels thun; oder doch kann jeder dir Lob sprechen. Du aber lerne, wie du deine Feinde für dich nutzen sollst. Ein kluger Mann machet sich aus dem Hasse seines Feindes einen Spiegel, welcher weit getreuer ist, als der Spiegel der Wohlgewogenheit. Ja wer zu leben weis, der weis auch aus der größten Beleidigung seinen größten Vortheil zu ziehen. Aus Großmuth vergißt er gern, was ihm zu Leide geschehen, und da er durch seine Gelassenheit seinen Beleidiger zur Vernunft zurückzubringen suchet, macht er sich diesen zu seinem größten Schuldner. Das Christenthum geht noch weiter, nämlich, man soll das Böse nicht anders als mit Gutem erwiedern, wie bey Matth. am 5 Kap. zu lesen. Und diesem muß man folgen, wenn man den grossen Namen eines Christen mit Ehre tragen will.

Der

Der Fürst Menzikoff kommandirte eine russische Arme, bey welcher sich durch seine Nachläßigkeit viele Mißbräuche eingeschlichen hatten. Ein deutscher Officier, der mit diesen Unordnungen nicht zu Friede war, that dem Czaar davon Nachricht, welcher seinem Günstlinge deswegen harte Verweise gab. Viele Offiziere erzörneten wider den Deutschen, der einen Fürsten zu beleidigen, und seine Klage bey höchster Stelle vorzubringen sich erkühnet hätte. Menzikoff selbst gab sich alle Mühe seinen Ankläger zu erfahren, und redete ihn folgender Gestalt an: „Sie müßen „in der That ein schätzbarer Mann seyn, daß Sie „sich lieber meiner Rache haben aussetzen, als den „Czaar in dieser Sache unwissend lassen wollen. — „Gönnen Sie mir ihre Freundschaft; geben Sie „mir zuweilen einen guten Rath, und nehmen Sie „itzt ein Geschenk von zwey tausend Dukaten „als ein Zeichen meiner Hochachtung von mir „an.“ — Kleine Geister, politische Halbchristen, und eigennützige Geizhälse, nein, diese werden sich niemals so hoch erschwingen. Werden sie sich aber nicht, wenigstens ein bischen, schämen? —

XXXIV

XXXIV §.

Von Feyertagen.

Wende die Zeit und den Tag, so zum Dienste Gottes bestimmt sind, nicht zu eiteln Dingen, sondern zu guten und zu heiligen Werken an. Der Sonn = und Feyertag ist der Tag, welcher über die andern Wochentage den Segen bringet. Bist du sparsam oder untreu in deinem Dienste gegen Gott, so wird auch Gott sparsam seyn mit dem Segen gegen dich.

XXXV §.

Vom Fleiße.

Der Fleiß vollbringet hurtig, was der Verstand gemächlich bedenket. Die Uebereilung aber ist ein Affekt der Narren, oder doch eine elende Folge des vorgehenden Unfleißes; da man nämlich alles auf einmal thun will, was nach und nach mit besserem Erfolge hätte geschehen können. Eile aber mit Weile, ist ein kaiserliches Wort. Gute Sache fodert gute Zeit, das ist, einen anhaltenden Fleiß.

Es rühmte sich einer, daß er mit seinem Buche in kurzer Zeit fertig geworden; — „Sie „dürfen es nicht sagen," erwiederte ein anderer; „denn man sieht es aus ihrem Werke „ohnehin genug."

„Das Publikum wird mich nicht fragen, „wie viel Zeit ich darauf gewandt habe," sagte Boileau, als man ihm öfters vorwarf, daß das Publikum auf eines seiner Werke mit Ungeduld wartete.

XXXVI §.

Vom Freveln über Glaubenswahrheiten.

Nichts däucht mich lächerlicher, als gewisse Leute, die den Zorn des Allmächtigen nicht fürchten, da sie doch über die Ungeduld und Drohung eines Menschen oft ganz ertattern: Leute, die etwa gegen die Hitze des Sommers, oder gegen den Frost des Winters so bitter klagen, und so zärtlich sich darüber verwahren, und die dennoch

noch vor keiner Hölle erschrecken wollen. Vielleicht, weil sie keine glauben? — Noch thörichter; denn die ewige Pein ist ihnen, als eine Strafe ihres verwegenen Unglaubens, nur desto gewisser. Oder, wird etwa die Hölle zu seyn aufhören, nur darum, weil diese blinde Waghälse das Daseyn derselben nicht glauben wollen? —

Ein Pater Kapuziner begegnete einst einem Adelichen, der in seiner Jugend mit ihm studirt, und nachmals durch sein freyes Leben einen sehr übeln Ruf sich zugezogen hatte. — „Mein Freund! „wie sehr bedaure ich Sie,“ sagte der Adeliche, „wie sehr bedaure ich Sie, wenn es nach diesem „Leben keinen Himmel giebt! — An den Freu„den dieser Welt verliere ich gar wenig;“ antwortete der Ordensmann, “Aber Sie, mein „Herr! Sie sind höchst zu bedauern, wenn „es auch nur wahrscheinlich ist, daß es nach „diesem Leben eine Hölle giebt.“

XXXVII §.

Von der Frömmigkeit.

Es ist ein grosses Merkmal eines allgemeinen Verderbnisses, wenn ein Christ aus dem Christenthume sich wenig Ehre macht, da es doch, um den Charakter eines ehrlichen Mannes zu behaupten, eine unumgängliche Nothwendigkeit ist, daß man die Pflichten seiner Religion ernstlich zu erfüllen suche. Man rechnet es zum besondern Verdienste, daß man gegen andere verbindlich, höflich und ehrlich, daß man gelehrt und beredt sey. Aber alles dieses kann ohne die Religionspflichten für nichts anders, als nur für heydnische Tugenden gelten, die nicht lange Stand halten, und die ohnehin, wie eine falsche Münze und wie das Flittergold, vor Gott den wahren Werth nicht haben.

Der heilige **Hieronymus** fühlte ein ungemeines Vergnügen bey Durchlesung der heydnischen Schriftsteller, benanntlich des **Plautus** und des **Cicero**, die er ehemals schon in seiner Jugend mit größtem Fleiße studirt hatte. Er las sie nach

seiner Bekehrung annoch sehr begierig, und oft lieber, als selbst die heiligen Bücher der Propheten, deren ungekünstelte Redensart gar nicht nach seinem gelehrtdünkenden Geschmacke war. Einst hatte **Hieronymus** ein himmlisches Gesicht, wobey er vor dem strengen Gerichte Gottes befraget wurde, **wer er wäre?** und er antwortete: daß er ein Christ sey. Aber seine Ankläger widersetzten ihm: **du lügst; du bist ein Ciceronianer, ein Lehrling eines heydnischen Redners bist du; denn, wo dein Herz ist, dort ist auch dein Schatz.** — Dieser grosse Kirchenlehrer, der diese Geschichte in seinem 22sten Sendschreiben an den **Eustachius** selbst erzählet, setzt hinzu: daß dieses alles nur gar zu wahr sey, und daß er die schmerzlichen Streiche, womit er vor diesem Richterstuhle seines itzt benannten Vergehens wegen gezüchtiget worden, lange darnach noch an seinem Leibe gesehen, und empfunden habe.

XXXVIII

XXXVIII §.

Vom Gebethe.

Wenn Kinder nicht gern bethen, so soll man ihnen ein bischen weniger zu essen geben, damit sie lernen, woher das Brod kömmt; welches sie ohnehin nicht anders, als nur mit Bethen, zu verdienen im Stande sind. Du aber, mein Kind! damit du dein Gebeth ohne dieser Bedrohung leichter und nützlicher verrichtest, so denke öfters zurück, mit wem du redest, da du bethest. Es ist die höchste Majestät Gottes, der zugleich dein Vater ist. Als der Höchste fodert er von uns die höchste Demuth, und als Vater erwartet er von uns ein kindliches Zutrauen.

Auf einem der Feldzüge des **Marcus Aurelius** geschah es, daß dieser Kaiser samt seiner Armee von den Feinden in einem Walde umringt wurde, wo kein Wasser war, und wo sie unfehlbar für Durst alle hätten verschmachten müssen. Die melitinische Legion, welche aus Christen bestund, begab sich zum Gebethe, und sie erhielt sogleich durch ein augenscheinliches Wunder einen starken Regen, wodurch alle erquicket

und gestärket wurden, daß sie nun im Stande waren, die Feinde mit Vortheil anzugreifen. — Welch eine Kraft des Gebeths! aber auch, welch ein schönes Beyspiel, wenn man Soldaten auf den Knien liegend das Gebeth verrichten sieht, und dieß zwar öffentlich, und in Mitte der Heyden, ihrer Kammeraden, auch zu jener Zeit, wo sie eben wider den Feind im Felde stehen! — Gott wurde dadurch gleichsam gezwungen eine außerordentliche Hilfe mitzutheilen; wie es auch wirklich geschehen: und sogar der heydnische Kaiser erkannte die Macht des christlichen Gebethes, als welchem er öffentlich das Lob sprach, und den Sieg zuschrieb; denn er verboth von Stunde an, die von seinen Vorfahrern gegen die Christen gegebenen Befehle zu vollziehen, oder selbe ferner zu verfolgen.

XXXIX §.

Von den Gebrechlichkeiten des menschlichen Leibes.

Eine besondere Gutthat von der göttlichen Vorsicht ist es, wenn die Gebrechlichkeiten unsers eigenen Leibes in uns und gegen uns zuweilen den Eckel rege machen. Denn auf solche Weise ziehen sie uns von der unmäßigen Eigenliebe ab; und sie erinnern uns, daß wir unsre Glückseligkeit nicht von diesem gegenwärtigen, sondern nur von dem zukünftigen Leben, welches uns verheißen ist, gewärtig seyn sollen.

Ein schmeichelhafter Dichter hatte in seinen Werkchen dem Könige Antigonus den Beyname der Göttlichen gegeben. Der heydnische König lachte darüber, und sagte: „Mein Kammerdie„ner weis das Gegentheil.“ — Sollte nicht ein Christ seine Gebrechlichkeiten eben so gut zu nutzen, oder doch mit einer erbaulichen Gelassenheit eben so bescheiden zu erdulden wissen? —

XL §.

Von der Geduld.

Eine grosse Seele ist überall groß; nicht nur in ihrem Thun durch ein heldenmüthiges Unternehmen, sondern auch im Nicht-Thun durch eine heldenmüthige Geduld. — Die Geduld ist die erste und die letzte Lektion, die wir lernen müssen, weil wir selbe unser ganzes Leben hindurch zu wissen und zu üben nöthig haben. Aber auch die Geduld ist die stärkeste unter allen Tugenden, weil sie alles überwindt, und zwar mit Freude überwindt, wenn sie nur durch die christliche Hoffnung, und vorderst durch das grosse Beyspiel eines Gott-Menschen unterstützet wird, als welcher die Unbilden, und den Spott, und den schmerzlichsten Kreuztod mit Freude für uns erlitten hat *). Eine solche Geduld kann unser Leiden lindern, und oft selbst den Schmerzen versüßen: da entgegen die Ungeduld das Leiden nur vergrößert; weil sie eine Folge unsrer Schwachheit ist, die uns der Ehre des Starkmuths in diesem Leben,

---

*) Proposito sibi gaudio sustinuit crucem. *Ad Hebr.* 12. 2.

Leben, und oft auch des ewigen Lohns für das Zukünftige beraubet.

Einer Person vom Stande, die ins Kloster zu gehen Willens war, machte man die fürchterlichsten Vorstellungen von allen Gattungen des Verdrusses und des Ungemachs, welche im Kloster auf sie warten würden. Diese erschrack sehr heftig darüber, und letztlich fragte sie: „ob wohl im „Kloster ein Krucifixbild zu finden wäre? ob „eines dergleichen auch in einem Zimmer, wo „man so unbequem wohnete; ob eines in dem „Speissaale, wo man so sparsam und schlecht „gehalten wird?" — Freylich ja, war die Antwort, und diese Bildniß allein ist im Kloster fast überall. — „O nun! erwiederte diese großmüthige Seele, so hoffe ich dann nirgends eine besondere Beschwerniß zu finden, weil ich überall das Bildniß meines gekreuzigten Gottes finden werde."

XLI §.

Von der Gefahr.

Ehe man sich in Gefahr begiebt, muß man sie voraus sehen, und fürchten. Wenn aber Gewissen und Pflicht erfodern, sich derselben auszusetzen, so muß man die Gefahr verachten; das ist, man muß ein Herz zeigen, welches größer ist, als alle Gefahr.

„Ich kann wohl mein Leben retten, „aber meine Ehre und meine Seele, wer „rettete mir diese?“ sagte ein edler Jüngling, da man ihn unter der Bedrohung des Todes zu einem bösen Handel mit einlud.

XLII §.

Vom Gehorsam.

Wir haben alle nöthig Gehorsam zu lernen, und jene zwar am meisten, welche, einst zu befehlen, geboren sind, damit sie dieses ihr Amt besser versehen. Dessentwegen rieth Agesilaus, König von Sparta, dem Xenophon, seine Kinder

in

in öffentlicher Schule zu Lacedämon erziehen zu lassen; weil sie daselbst die schönste von allen Wissenschaften lernen würden, nämlich die Wissenschaft hurtig zu gehorsamen, und mit Bescheidenheit zu befehlen. — Es ist sehr gut, wenn der Mensch von seiner Jugend an das Joch getragen hat, sagt die göttliche Schrift, Thren. 3.

Antigonus, der vormals unter dem grossen Alexander gedienet, und nachmals in einem Theile Asiens König geworden, hatte den Grundsatz: ein General müße nie wissen lassen, wo der Marsch hingienge, um seine Leute im Gehorsam desto geschickter zu erhalten. Und, als einst sein Sohn Demetrius ihn fragte, bis wann er sein Lager abbrechen würde, antwortete Antigonus: „Fürchtest du etwa, daß du die Trompete nicht „hören werdest?“ —

Der römische Feldherr Manlius Torquatus ließ seinem eigenen Sohne den Kopf abschlagen, nur darum, weil dieser dem gegebenen Befehle zuwider sich mit dem Feinde in eine Schlacht eingelassen, ob er schon als Obsieger zurück gekommen.

XLIII §.

Vom Gelde.

Wer Ehre im Leibe hat, der wird sein Geld nicht leicht mißbrauchen, weder nach dem Fremden sich unordentlich sehnen. Derjenige aber, dem das Geld lieber ist als seine Ehre, der ist des Einen so wenig werth, als des Andern.

Eine edelmüthige und ehrenvolle Antwort war jene eines Grossen bey Hofe: „Wenn das„jenige, sagte er: was man von mir ver„langet, recht ist, so will ich es umsonst „thun. Ist es aber unrecht, so ist nie„mand reich genug, um mich zu verfüh„ren.“

XLIV §.

Von der Gelegenheit.

Zeit und gute Gelegenheit warten auf Niemanden. Man muß also diese ohne Verschub nutzen. Vor allen aber muß man die böse Gelegenheit zu meiden wissen, wenn man seinem Unglücke nicht selbst entgegen gehen, und ihm die Hand reichen will.

Man rieth einer ehrwürdigen Dame sich öfters in eine gewisse Gesellschaft zu begeben, wo es etwas freyers hergieng, um daselbst den Anwesenden ein gutes Beyspiel zu geben. „Ich kann ihnen kein besseres geben, sagte sie, als daß „ich sie verlasse.“

XLV §.

Von der Gelehrsamkeit.

Man muß studiren, nicht, um dasjenige zu wissen, was andere wissen, sondern um sich dessen zur Tugend und zum Nutzen des Vaterlandes, besser als viele andere, bedienen zu können. Im Alter würde es zu spät seyn, wenn man es sich leid seyn lassen wollte, daß man in der Jugend nichts gelernet hat.

Ein junger Edelmann, der eine Reise auf den Alpen machte, zog durch seine Gestalt und Pracht Aller Augen auf sich. Man fand aber endlich, daß ihm ein beträchtliches Stück, sowohl des Adels als der Schönheit, fehlte: „Ey, der schöne Herr! rief man, nur Schade, daß er „keinen Kopf hat!“

XLVI §.

Von der Gerechtigkeit.

Wie schändlich läßt es nicht, wenn ein Christ diese schöne Tugend bey den Heyden suchen, und solche erst von diesen lernen muß! —

Astyages fragte den kleinen Cyrus, was er heute gelernet habe. — „In unsrer Schule, antwortete der junge Prinz, „hatte ein grosser „Knab einen kleinen Rock; er gab ihn ei„nem Knaben, der kleiner war als er, und „nahm ihm dafür seinen größern Rock. „Der Lehrmeister trug mir auf, die Sa„che zu entscheiden, und ich that den Aus„spruch, daß es so bleiben könne, weil sich „auf diese Weise die Röcke besser für die „Knaben schickten.“ Er sagte mir aber, daß ich nicht recht geurtheilet habe; denn ich hätte nur auf den Wohlstand gesehen, und man müßte doch hauptsächlich auf die Gerechtigkeit sehen, welche verlangte, daß keinem in seinem Eigenthum Zwang angethan werden solle.

Der atheniensische Feldherr Themistokles machte einst ein Projekt bekannt, welches für die Republik sehr vortheilhaft schien. Man ernannte den Aristides die Sache zu untersuchen, welcher dem Volke die Nachricht brachte, der Vorschlag des Themistokles wäre für die Republik die nützlichste Sache von der Welt, aber auch zugleich sehr ungerecht. Worauf die Athenienser dem Themistokles sogleich verbothen, weiter etwas von der Sache auch nicht einmal zu gedenken.

XLVII. §.

Von den Geschäften.

Die Geschäfte der Kinder werden als Tändeleyen geachtet, und die Tändeleyen der Männer pflegt man gar oft Geschäfte zu nennen, sagt der heil. Augustin. Es muß also keiner seiner Geschäfte wegen über andere sich erheben; und keiner darf deßhalben den andern verachten. Das erste Geschäft aber soll allzeit dieses seyn, daß wir unsere Berufsgeschäfte durch Nebendinge niemals verabsäumen.

Philippus, König von Macedonien, sagte einst zu einem Musikus, daß das Lied, welches er gesungen habe, nicht nach den Regeln gewesen sey. „Gott gebe nicht, Prinz! gab ihm der „Musikus zur Antwort, daß du nie so un„glücklich seyn mögest, diese Dinge besser „zu verstehen, als ich.“ Er wollte sagen, daß der Prinz wichtigere Dinge in seiner Regierung verabsäumen müßte, wenn er sich um so geringe, eben so viel als ein Musikus, annehmen wollte.

XLVIII §.

Von der Geschämigkeit.

Ohne eine gründliche Ursache sich schämen wollen, ist eine kindische Blödigkeit. Die Geschämigkeit aber besteht in einer vernünftigen Furcht, daß man an seiner Ehre etwas erleiden dürfte. Sie hilft sehr viel dazu, daß junge Leute in gehörigen Schranken bleiben. Und diejenigen, welche dieses Joch einmal abgeschüttelt haben, fallen in die häßlichsten Ausschweifungen; ihr Leben ist voller Niederträchtigkeit, und ihr Ende voll Schande.

Diog

Diogenes, der Weltweise, bemerkte einst einen Jüngling, welcher errötheté: „Nur frisch, „mein Kind! sagte er zu ihm: diese Ge„schämigkeit ist die wahre Leibfarbe, das „ächte Kennzeichen der Tugend."

XLIX §.

Von der Geschwäzigkeit.

Die Geschwäzigkeit ist das elende Talent unverständiger Kinder, und müßiger Weiber. Von allem, was sie wissen, und was sie nicht wissen, wollen sie reden; und zwar niemals, als eben zur Unzeit.

Ein junger Mensch, der verständig genug war, hatte einst in einer Gesellschaft gelehrter Leute mit grosser Bescheidenheit ganz stille geschwiegen. Sein Vater fragte ihn, da sie allein waren, warum er nicht gezeiget habe, daß er auch etwas wüßte. „Ich fürchtete," gab der sittsame Sohn zur Antwort: „ich fürchtete, man „möchte mich auch über das fragen, was „ich nicht weis." —

L §.

Von der Gesundheit.

Die gute Beschaffenheit des Gemüthes kömmt auch dem Leibe zu statten. Denn wie die Tugend sein eigener Belohner, so ist auch das Laster sein selbst eigener Bestrafer. Man muß demnach am Gemüthe gesund seyn, damit man zugleich am Leibe gesund seyn könne; und das Mittel, lang zu leben, ist, daß man recht lebe.

LI §.

Von dem Gewissen.

Es hilft sehr wenig oder gar nichts, wenn man durch allerhand Kunstgriffe sich vor den Augen der Welt verstecken, und seine Laster oder Vergehungen nur heimlich halten will. Nein, man findet hierinn die wahre innerliche Ruhe nicht, weder die erwünschte Heiterkeit des Gemüths. Denn gleichwie ein gutes Gewissen in Ansehung der Seele eben das ist, was die Gesundheit in Ansehung des Körpers: so ist auch entgegen ein böses Gewissen allezeit und überall sein eigener Henker.

Sokra=

Sokrates, obschon ein Heyd, war dennoch so gewissenhaft, daß er selten in die Komödien seiner Landsleute kam, weil die Gesetze des Wohlstandes, wie er sagte, daraus verbannet waren. — Es ist also nichts besonders, wenn Leute, die sich Christen nennen, früher oder später den Biß ihres Gewissens fühlen, gleichwie man es von Lulli und Quinault in dem französischen Sinngedichte liest. „Lulli dem Tode nahe, „Quinault gegen das Ende seines Lebens, „verschwören die Opfer, und entsagen der „Liebe; weil ihr Gewissen sie damit schreckt, „daß sie mit rührenden Versen, und bezaubernden Tönen junge Herzen verführet „haben."

LII §.

Von der Gewohnheit.

Wie die Bäume, derer ungeschlachter und knotichter Stamm mit den Jahren hart geworden, sich nicht mehr gerade richten können: so können auch die Menschen in einem gewissen Alter sich fast nicht mehr biegen; weil sie fast niemals mehr mit

wahrem

wahrem Ernste gegen gewisse Gewohnheiten sich entschließen wollen, die mit ihnen alt geworden, und, so zu reden, in das Mark ihrer Gebeine sich eingedrungen haben. — So sehr vieles liegt daran, daß man schon in den ersten Jahren mit vollem Eifer sich an das Gute gewöhne.

„Hätte man mir dieß eben so in mei-„ner Jugend gesagt; so wäre niemals ge-„schehen, was geschehen ist," sprach ein grosser Monarch des vorigen Jahrhunderts, da er einst einer öffentlichen, wider das Laster der Unzucht sehr scharfen, Strafpredigt beygewohnet hatte. —

Als Plato einen seiner Schüler mit Würfeln spielen sah, gab er ihm einen Verweis. Der Schüler entschuldigte sich mit Vorgeben, daß ihr Spiel nicht hoch wäre: — „Aber, sagte Plato, „rechnest du die Lust zu spielen, die du „durch dieses kleine Spiel dir angewöhnest, „für nichts?" —

LIII §.

Vom Glücke.

Im Glücke muß man sich zum Unglücke bereiten, so wie man im Sommer sich auf den Winter mit Vorrathe versieht. Wenn du aber kein Glück hast, so trachte es mit Wohlthun zu verdienen. Demjenigen kann das Glück wenig schaden, der seine Zuversicht mehr auf die Tugend, als auf den Glücksfall gesetzt hat. Die Tugend allein ist aus eigener Kraft mächtig, daß wir über das Glück siegen, und dem Unglücke ins Angesicht trotzen.

Ein rebellischer Unterthan drang bis in das Zimmer Karl des I. Königs in Engeland. Er trat mit geladener Pistole vor ihn, und sagte: „der König müßte den Augenblick mit ihm gehen. „Und wohin? fragte Karl. — Zu den Mitverschwornen, erwiederte der Rebell. — Auf „wessen Befehl? fragte der König weiter.“ — Der Bösewicht zeigte auf seine Reiter, die bey ihm, und ansehnliche, grosse und wohlbewaffnete Leute waren. „Euer Befehl, sagte Karl lächelnd,

„chelnd, ist sehr leserlich geschrieben, man „kann ihn lesen, ohne zu buchstabiren.“ — So unerschrocken und grösser als sein größtes Unglück war die grosse Seele des Königs; und diese Kunst, auch in den äußersten Umständen sich in der Gewalt zu haben, war bey diesem Prinzen mit Offenherzigkeit und Redlichkeit vereiniget, ohne welche sie nicht viel Lobes verdienen würde.

LIV §.

Von der Gleichgültigkeit.

Niemals soll ein Unfug der Menschen, weder ein Zufall des Glückes so viel Gewalt über uns haben, daß es unser Gemüth beunruhige, oder solches ganz einnehme; sondern, nachdem man seine Pflichten gethan, so muß man den Ausgang der Sache, das Glück und das Unglück, und alles, was sich begeben mag, als ein Schicksal von der Hand Gottes allezeit mit einem gleichen Sinne zu vertragen wissen.

Der Marschall Catinat war bey den gefährlichen Klippen der Bescheidenheit immer sich selbst

selbst gleich, eben so entfernt vom Eigennutze als vom Stolze. Nach der Schlacht bey Marseille, welche Catinat im Jahre 1693 gewonnen hatte, sagte Palaprat, ein französischer Dichter, „er kännte einen General, der sich immer so „gleich wäre, daß er nach einer gewonnenen „Schlacht, mit der größten Gleichmüthigkeit „Kegel scheiben würde; womit er den Catinat „meynte.“ — Ich, antwortete der Marschall, „würde eine solchen nicht weniger schätzen, wenn „er auch die Schlacht verloren hätte.“

LV §.

Von Gott.

Alles ist daran gelegen, daß man von Gott nicht nur keinen unächten, oder nur schwachen, sondern auch schon von Kindsbeinen an allezeit einen sehr hohen, und übergrossen Begriff habe. Man muß auch dabey niemals stehen bleiben, sondern sich befleißen solchen Begriff von Tag zu Tag immer vollkommner zu machen. Man muß gleichsam zu sich selbst sagen: „Was ich immer „Hohes und Gutes denken kann, alles dieses ist

„in Gott; und Gott ist immer über alles die„ses noch etwas unendlich höheres, unendlich „besseres, etwas unendlich vollkommenes. — „Gott, dieses höchste, dieß allwissende, ewi„ge, überall gegenwärtige, dieß einzige und „zugleich unendlich vollkommene Wesen, Er ist „es, von welchem allein Alles ist, was ich „bin, und ohne welchem dieß, was ich jetzt „bin, alsbald er nur will, noch in diesem Au„genblicke, sogleich Nichts, und nimmer ist.“ — Wie der Begriff, den wir uns von Gott machen, beschaffen ist: eben so, das ist, schlechter oder vollkommener, wird auch bey uns die Erfüllung unserer Pflicht gegen Gott sowohl, als gegen den Nächsten seyn. — O daß ich dich recht kennete! seufzte täglich der heilige Augustin, dich, mein Gott! deine unendliche Hoheit, und meine grundlose Nichtigkeit! — —

Ein zornmüthiger Mensch, der fast eben so hochmüthig von sich, als schlecht von Gott zu denken, und zu reden gewohnet hatte, wurde einst wider ein gähling aufstossendes Unglück in seiner Ungeduld aufs äußerste gebracht. Selbst dem Himmel trotzte er, und er foderte ihn wirklich mit

sich

sich zum Zweykampfe auf. Doch diese gottlose Wuth gewann sogleich ein Ende; denn der Allmächtige hatte, wie es scheint, eine kleine **Mücke** gewählet, welche mit diesem Riese kämpfen sollte. Ein einziges solches Thierchen, welches wir sonst mit Füßen treten, verfolgte diesen großsprechenden Geist so lange, bis es sich ganz unbemerkt in das Innerste seiner Nase verkrochen, aber mit so einer schmerzlich anhaltenden Unruhe, daß der pralende Bösewicht, der zuvor wie **Goliath** seinem Gott getrotzet, itzt selbst und gerne bekennete, daß er von einer einzigen Mücke entwaffnet sey, wider welche er sich weder zu helfen, noch zu rathen wüßte. — Nicephor. l. 8. c. 20.

LVI. §.

Von der Großmuth.

Die Großmuth erhebt gewissermassen den Menschen über sich selbst, weil sie machet, daß er seinen eigenen Vortheil aufopfert, um hiedurch sich selbst, oder das Laster zu besiegen, oder das Wohl seines Nächsten zu befördern. — Der Jüng-

ling

ling muß diese erhabene Tugend kennen lernen, damit er sie in mannbaren Jahren auszuüben wisse.

Man wollte in dem Hause eines reichen Bürgers einen Edelmann einquartiren, der seines bösen Lebens wegen in einem sehr übeln Rufe war. Der tapfere Bürger antwortete hierauf seinem Fürsten: „Ich kann euch, als meinem „Herrn, nichts abschlagen: aber, ich thue „zugleich die Erklärung, daß ich mein „Haus, so bald der Edelmann wieder her„aus seyn wird, selbst in Brand stecken „werde, als ein Haus, welches vom „Laster angesteckt ist, und nicht ver„dient ferner von Leuten bewohnt zu „werden, welche Ehre und Rechtschaf„fenheit lieben."

Ein Türk, welcher in der blutigen Schlacht im Jahre 1691 bey Salankemen seinen Turban verloren hatte, und ihn gern wieder haben wollte, erhielt ihn von einem deutschen Soldaten mit diesen großmüthigen Worten: — — „Freund! hier ist dein Turban, den du „suchest; du bist ein Soldat und ich auch;

„wir

„wir müßen einander als Brüder bege-
„gnen." — Der Türk voller Freuden und Erstaunen über dieß Betragen, nahm mit einer Hand den Turban, und gab mit der andern seine Musquette dem Deutschen zum Geschenke, und sagte dabey: „wenn wir Brüder „sind, so habe ich ja dieses Gewehres nicht „mehr nöthig." —

Bey einer allgemeinen Ueberschwemmung zu Verona blieb in Mitte des reißenden Stroms ein Haus stehen, in welchem eine ganze Familie verschlossen war, und mit ausgestreckten Händen um Rettung flehete, besonders weil der Fluß von dem Fundament des Hauses schon immer ein Stück nach dem andern heraus riß. Der Graf Polverini both einen Beutel mit hundert Louisd'or an, wenn jemand das Herz hätte, mit einem Schiffe diesen Unglücklichen zu Hilfe zu kommen. Aber die Gewalt des anlaufenden Wassers und die augenscheinliche äußerste Gefahr, schreckte alle ab, einen einzigen Mann ausgenommen, der eben vom Lande dazu kam, und es wagen wollte. Er stieg sogleich in ein Boot, arbeitete sich mit den Rudern bis Mitten in den Strom an das Haus

hin;

hin; nahm unten die ganze Familie, die sich eins nach dem andern an einem Stricke herab ließ, im Boote auf, und kam mit ihr glücklich ans Ufer zurück. Der Graf wollte ihm die versprochene Belohnung sogleich auszahlen; er nahm sie aber nicht an, sondern sagte: „Ich verkaufe mein Leben nicht; meine „Arbeit nähret mich, mein Weib und „meine Kinder. Gebet dieses Geld lieber der armen Familie, die ich eben gerettet habe, und die es nöthiger hat, „als ich." — Diese Handlung ist vielleicht mehr als großmüthig; und doch ist es eine Handlung von einem gemeinen Landmanne, der von den Hochmüthigen oft so sehr, und eben so unbillig, verachtet wird.

LVII §.

Von den Grundsätzen eines gesitteten Lebens.

Es ist nothwendig, daß junge Leute sich einige Grundsätze wählen, welche sie bey sich fest setzen sollen, um ihre ganze übrige Aufführung darnach einzurichten. Ohne dieses Mittel lebt man immer auf gerath wohl, bald nach diesem, bald nach jenem Kopfe. Man tappt im Ungewissen, und ein solcher Lebenswandel ist wie ein Wetterhahn, allezeit unbeständig, niemals sich selbst gleich. — Nun aber müssen solche Grundsätze kurz seyn, damit man sich derer leicht erinnere, und sie müßen, so viel möglich, vollständig seyn, damit man nicht etwa irre. Vor allem aber müßen sie auf das Christenthum beßtens gegründet, und meist nur aus diesem entnommen seyn; weil nur in diesem die wahre Weisheit zu finden ist. Ja, damit du den Christen niemals vergissest, da du etwa den Philosophen machest, so sieh allzeit schon vorhinein auf Christum zurücke, der

allein

allein mit seinem göttlichen und schönsten Beyspiele, in allem, was du thust, und was du leidest, für dich der schönste Weg und die höchste Weisheit ist.

Als der Philosoph **Thales** gefragt wurde, wie man wohl und recht leben sollte: „Thue „**nicht**, sagte er: **was du an einem andern** „**tadeln würdest.**" — Wir Christen finden diesen schönen Grundsatz, ohne daß wir so weit bis in das Heydenthum zurücke gehen. — **Arzt heile dich selbst**, sagt uns der göttliche Lehrmeister bey Luk. am 4. Kap.

Bezeige gegen alle eine gewisse Achtung, auch gegen den Geringern; auch gegen deinen Untergebnen. Nach dieser Regel verhielt sich **Titus**, der beste Kaiser, den man das Vergnügen des menschlichen Geschlechts nannte. Das Evangelium sagt uns aber eben dieses bey Luk. am 22 Kap. wo es heißt: **Wer unter euch der Größte ist, der soll seyn wie der Geringste.** Gleichsam als hätte es **Titus** nur von den Christen entlehnet, so wie der tugendhafte **Alexander Severus**, der zu seinem Hauptgrundsatze folgende Regel genommen: Thue

andern

andern nicht, was du nicht willst, daß man dir thue. Eine Regel, die dieser, obschon heydnische Kaiser, wie bekannt ist, nur von den Christen gelernet, aber auch besser, als oft mancher Christ, befolget hat; denn er war bescheiden und gütig, gefällig im Umgange, mäßig in der Lebensart, und allezeit mehr tugendhaft als prächtig in seinem Aeußerlichen, obschon er Kaiser war.

LVIII §.

Von der Gunst.

Lerne dich in allerhand Leute schicken; denn es ist eine grosse Kunst alle zu gewinnen. Doch hüte dich, daß du andern zu gefallen niemals Böses thust; sonst wirst du vielleicht die Gunst eines unbeständigen und veränderlichen Menschen gewinnen, aber zugleich die Gunst Gottes, dem du nirgends entgehen kannst, verlieren: welches eben so viel ist, als mit goldnen Angeln fischen; der Faden zerreißt, die Angel geht verloren, und der ganze Fang, wenn er auch noch so glücklich wäre, kann den Schaden nicht ersetzen.

Peter Aretin, ein satyrischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, hatte sich selbst unter diese Unglücklichen gezählet: indem er sagte: „Wenn „ich Jesum Christum geprediget hätte, so, „wie ich den Kaiser gelobet, und viele „Unschuldige getadelt habe, so würde ich „mehr Schätze im Himmel finden, als ich „itzt auf Erde Verdruß und Schulden habe.

LIX §.

Von der Gütigkeit.

Niemand verdienet Gut genennet zu werden, der nicht so viel Geschicke und Herz hat, daß er auch böse seyn könne, so oft das Laster eine Bestrafung erfodert. Alle übrige Güte ist gemeiniglich nichts anders, als eine furchtsame Schwachheit, oder eine schlechte Unvermögenheit.

Einige Griechen lobten gegen einen König zu Lacedämon die ausnehmende Gütigkeit seines Mitregenten. „Und, wie kann er gütig seyn, „sagte der König: wenn er fast nie den Bö„sen fürchterlich ist? —

LX §.

Von der Gutthätigkeit.

Derjenige, welcher Gutes zu thun unterläßt, wenn die Gelegenheit und das Vermögen sich dazu füget, der verdient eben so wohl getadelt zu werden, als ein Anderer, der nicht unterläßt Böses zu thun, wenn es ihm angehen will. — Wer im Glücke sitzt, soll das Glück nicht mißbrauchen, sondern dem Unglücklichen helfen. Nur grosse Seelen wissen es, wie viel Ruhms und Vergnügens darinn stecke, wenn man gutthätig ist.

Leopold, souverainer Herzog von Lothringen, war ein sehr gutthätiger Fürst. Einer von seinen Ministern stellte ihm vor, daß seine Unterthanen ihn ruinirten, weil diese dergestalten allezeit mehr haben würden, als er. „Desto besser, antwortetete Leopold: ich werde um so „viel reicher seyn, als ich meine Untertha„nen glücklicher sehen werde.

Der fromme Titus pflog seine Stunden nur nach Wohlthaten zu zählen, die er den Men-

schen

schen erwiesen hatte. Und Alexander Severus war zur Gutthätigkeit so sehr geneigt, daß er sogar den Wünschen derer zuvor kam, die aus Schüchternheit zurücke hielten. „Warum fodert ihr nichts von mir? sagte er: wollt „ihr euch lieber in Geheime beklagen, als „mir Verbindlichkeit haben?" — Welch ein schönes Beyspiel für die ungerechten Geizhälse! — Der Heyd klaget sich, daß man von ihm nichts fodert: und jene fodern, daß man wider ihren Geiz, und wider ihre gewaltsame Ungerechtigkeiten auch nicht einmal klagen sollte.

LXI §.

Von der Habsucht.

Der Geiz und die Habsucht sind die wahren, und fast die einzigen Quellen alles Unheils in dem gesellschaftlichen Leben. Die Menschen wollen alles haben, was sie ihrer Meynung nach nur haben könnten; und diese unmäßige Begierde macht sie in allem unglücklich. Wollten sie recht leben, und sich mit dem begnügen lassen, womit der wahren Nothdurft abgeholfen wird: so würde man überall den Frieden, die Freude, und vielleicht selbst den Ueberfluß finden.

Ein gelehrter, aber etwas geiziger, Mann wollte mit seinem Freunde um eine Kostbarkeit handeln, welche ihm immer zu theuer schien. „Dieß ist der Werth, sagte der Freund: wol„len Sie dennoch mit mir handeln? Ja, „antwortete der Käufer: Sie wollen also die „Sache geschenkt haben, widersetzte jener: „gut, es soll ganz und umsonst Ihnen ei„gen seyn; damit Sie wissen, daß Sie bey „keinem Handelsmanne sind, wenn Sie mit „mir zu thun haben.“

Lycurg, der groß genug war von dem Throne herabzusteigen, um seine Mitbürger durch eigenes Beyspiel des Uneigennutzes desto glücklicher zu machen, hatte diese dahin beredet, daß sie ihre Ländereyen alle in gleiche Theile getheilet. Als er nun zur Zeit der Aerndte auf den laconischen Feldern wahrnahm, daß die Haufen der Garben alle einander gleich sähen, daß keiner größer schien als der andere, sagte er zu den Umstehenden: „Scheint Laconien nicht das Erbgut „wahrer Brüder zu seyn, welche itzt eine „so schöne, und friedvolle Theilung unter„einander vorgenommen haben?“

LXII §.

Von der Herzhaftigkeit.

Wer im Glücke übermüthig ist, der ist im Unglücke schier allezeit schwach und erschrocken. Leute aber, welche weibisch und den Wollüsten ergeben sind, die haben zur Zeit der Gefahr gemeiniglich kein Herz, weder einen Muth, als nur jenen, den ihnen etwa die Verzweiflung eingiebt.

„Daß der wahre Heldenmuth im Treffen ein gutes Gewissen und das Vertrauen auf Gott sey; und daß eben die Freygeister in der Schlacht die verzagtesten Geschöpfe sind, dieß versichere ich Ihnen, mein Herr!" sagte vor wenigen Jahren der Adjutant des General Dohna zum Herrn Professor Gellert, wie er es selbst in seinem Briefe erzählet.

Scipio, der den Beynamen Afrikanus bekam, war gegen alle Schwierigkeiten standhaft, in Gefahren unerschrocken, und im Gefechte allezeit ein tapferer Mann. Schon als ein Jüngling

von

von achtzehn Jahren, gab er am Flusse Tesino den Beweis davon. Er drang mit dem Degen in der Hand in einen Haufen Feinde, die seinen Vater umringt hatten; trieb sie herzhaft auseinander, und rettete den Vater, der in Gefahr war, getödtet oder gefangen zu werden. Aber auch Scipio wußte eben so gut seine Leidenschaften, als seine Feinde, zu besiegen, wie er es bey der Eroberung der Stadt Karthago zeigte, mit so einem unsterblichen Ruhme, daß der überwundene celtiberische Prinz Allucius die keusche Heldentugend seines Siegers weit mehr, als selbst den Sieg desselben, bewunderte, und die schöne That auf einem grossen silbernen Schilde eingraben ließ, womit er den Scipio beschenkte; der auch noch heut zu Tage in der Kunstkammer der Könige von Frankreich sich befinden solle.

LXIII §.

Von der Höflichkeit.

Schlechte Leute sind es, welche, wenn sie am Alter, oder an Verdiensten über andere etwas bevor zu haben glauben, deßwegen auf andere wenig oder gar keine Rücksicht nehmen, und diesen zur Last nur immer ihrer Kommodität pflegen. Nein, die Höflichkeit steht allezeit, und Allen, auch den Grossen, wohl an. Sie kostet wenig, und gilt sehr viel; denn wer andere ehrt, der wird wieder entgegen, und zwar um desto mehr geehret werden. Sogar mit dem Gesinde muß man einigermaßen höflich umgehen, wenn man die Pflicht der Höflichkeit will erfüllet haben.

Friedrich, Graf von Urbino, war einer von den Herren, die ihren Ruhm und Glück darinn suchen, daß sie von ihren Unterthanen geliebt werden. Wenn er in seinem Lande herum reisete, liefen ihm seine Unterthanen voller Freuden haufenweise entgegen, und er bezeigte sich gegen Alle besonders leutselig, dergestalt, daß er allemal sogar den Hut abnahm, wenn er mit einem redete. —

Wie, sagte ein Kaufmann zum Gouverneur in Virginien, „Eure Exzellenz lassen „sich so weit herab, daß Sie, wie ich sehe, „einem Sklaven, der da vorbey geht, „und Sie grüßet, für sein Kompliment so „freundlich danken? — Ohne Zweifel, ant„wortete der Gouverneur: ich wollte nicht gern, „daß ein Sklav höflicher wäre, als ich.“

LXIV §.

Vom Hochmuth.

Wenn wir selbst nicht hochmüthig wären, so würden wir uns über andrer Leute Hochmuth nicht leicht beschweren.

„Mache dich klein, mein Sohn! sagte „Parmenio zum Philotas.“ Auch bey Hofe braucht man schier keine Lektion, als nur diese. Doch eine solche Demuth muß nicht minder christlich, das ist, ohne Heucheley und ohne Verstellung seyn; sonst ist dein Hochmuth nur desto größer, je demüthiger du zu seyn scheinst. Der Stolze demüthiget sich, und sagt es, und der

Schalk ist in seinem Munde. Der demüthige Christ aber glaubt es auch im Herzen, was er dießfalls saget.

Ein gewisser Menekrates, der von dem schmeichelnden Volke Jupiter genannt wurde, gebrauchte sich dieses hochmüthigen Titels in einem seiner Briefe, den er an den Agesilaus geschickt, und also anfieng: „Menekrates Jupiter wün„schet dem Könige Agesilaus Glück. Age„silaus, um ihm seinen thörichten Stolz zu ver„weisen, schrieb zurück: Der König Agesilaus „wünschet dem Menekrates gesunde Ver„nunft.

LXV §.

Von der Jugend.

Junge Leute müßen sich gesunde Grundsätze wählen, womit sie die Ausschweifungen ihrer Jugend bezäumen, und ihnen die anklebenden bösen Neigungen bey Zeiten, und zwar von selbst zu beherrschen lernen. Ohne dieses Mittel wird man für sie einen ewigen Hofmeister nöthig haben. Sie

werden

werden mit grauen Haaren noch allzeit jung seyn, und sie werden von den verächtlichsten Leidenschaften auch in späten Jahren, wie ein Kind, immer geäffet, und geschleppet werden. Da entgegen ein kluger Jüngling durch eine frühzeitig erworbene Tugend die Ehre und das Ansehen der Alten oftmals schon in seiner Jugend verdient; denn die Anzahl der Jahre ist kein Maßstab der Verdienste, so wie die grosse Leibsstatur niemals ein Beweis von der Größe des Geistes ist.

Ein grosser Hof ließ es sich einst verdrießen, daß man an ihn einen Gesandten geschickt, der an Jahren noch ziemlich jung war. „Ey was! „hieß es, fehlt es dann eurem Herrn an „Männern, daß er einen Gesandten ohne „Bart schicket? — Wenn mein Prinzipal „geglaubt hätte, erwiederte der junge Gesand„te: daß die Verdienste im Barte bestün„den, so hätte er an diesen Hof wohl ei„nen Bock, und nicht einen jungen Edel„mann, geschicket.“

LXVI §.

Von der Keuschheit.

Die Keuschheit ist die Tugend jedes Standes, und jedes Alters; vor allem aber ist sie die Zierde der Jugend. Sie ist die Heldentugend der jugendlichen Jahre, und eine der ersten Pflichten des ehrlichen Mannes. — So urtheilet hievon die gesunde Vernunft, und selbst das gut gesittete Heydenthum.

Man muß demnach die Schätzung und die Uebung dieser erhabenen Tugend nicht bey unverständigen Kindern, nicht bey verzärtelten Weichlingen, nicht bey feigen Weiberherzen, sondern nur bey grossen Seelen, und bey christlichen Helden suchen; bey einem ruhmvollen **Cyrus, Alexander, Scipio, Pelagius, Nicetas, Casimirus,** u. s. f. Solche Beyspiele, unter welchen jenes von dem jungen **Joseph** in **Aegypten** billig voransteht, sollten natürlicher Weise auf ein Geschlecht sowohl als auf das andere, besonders bey uns Christen, den stärksten Eindruck machen, um einen kindischen Vorwitz, eine tyrannische Begierde, und eine niederträchtige Wollust, die wir

nur

nur mit den Bestien gemein haben, großmüthig zu beherrschen, und vollkommen zu besiegen.

Da ein wollüstiger Mensch sich zu dem Epiktet in die Lehre der Weisheit begeben wollte, nahm ihn Epiktet nicht an, nur weil er nicht keusch war. „Du Thor! sagte der Philo„soph: was willst du thun? Reinige zu„vor das Gefäß, ehe du etwas hineingies„sest; sonst verderbst du schon durch dieß „allein alles, was du immer in dasselbe „bringest.“

Ein unkeuscher Buhler, der seiner Geliebten schmeicheln wollte, sagte: „Nur ihre Tugend „ist es, die ich am meisten an Ihnen schä„tze.“ Die keusche Tochter nahm den Schmeichler beym Worte, und widersetzte in einem edeln Tone: „Gut! so müßen Sie dann mich nicht „in Gefahr setzen jenes zu verlieren, was „Sie bey mir am meisten schätzen.“ Sie kehrte ihm sogleich den Rücken, obschon er eine Person vom Stande war, und sie gieng eben so großmüthig, als weislich, davon; denn, wie der gelehrte Maldonatus sagt: „Eine keusche Seele „muß das Gespräch mit einem Unkeuschen, auch,

„da dieser nichts Unehrbares redet, sorgfältigst „meiden.“

„Entweder wirst du mir die versperr„ten Thüren öffnen, oder ich will dich auf „der Stelle tödten,“ sagte ein studirender Jüngling zu einer lasterhaften Person, da er ihr zugleich den Degen auf die Brust setzte, weil diese mit gähling versperrter Thüre ihn zur Sünde zwingen wollte. Er ließ es bey dieser Bedrohung nicht bewenden, sondern er gab ihr auch viele derbe Rippenstöße, theils seine Tugend zu retten, theils ihr die Lust, etwas dergleichen wieder zu wagen, für allezeit zu benehmen. — Die späte Nachwelt wird hierüber unserm Vaterlande, und hiesiger Stadt München, wo dieser keusche Joseph im Jahre 1593 wider das Laster so großmüthig gestritten hat, niemals vergessen das verdiente Lob zu sprechen.

LXVII §.

Vom Klagen überhaupt.

Wer sich über seine Umstände gern beklaget, der weis nicht recht, daß er ein Mensch ist, den der Schöpfer darum auf die Welt geschaffen hat, damit seine Treue und Tugend in widrigen Zufällen geprüfet werde. Er scheint vergessen zu haben, daß er, als ein Christ, einen gekreuzigten Gott anbethe, dessen Namen zu tragen er unwürdig ist, wenn man durch Geduld und Sanftmuth ihm ähnlich zu seyn nicht beflissen ist.

Der grosse Feldherr Markus Antonius, nachdem er einer halben Welt befohlen, und endlich unglücklich geworden, sagte öfters: „Ich „schäme mich meiner Niederlage nicht, weil „ich von Römern überwunden bin.“ — Könnte, und sollte nicht ein Christ mit besserm Grunde sagen: Ich schäme mich nicht verachtet zu seyn, und ich habe nichts zu klagen, nachdem ich in allem, was mir Widriges begegnet, das göttliche Beyspiel eines gekreuzigten, und zugleich unsterblichen Königs habe.

LXVIII. §.

Vom Klagen wider die Obrigkeiten.

Nichts ist gewöhnlicher, als Leute sehen und hören, die mit ihrer Obrigkeit auch offenbar mißvergnügt sind. Dieß ist das Laster des Pöbels, oder, besser zu sagen, das Laster pöbelhafter Gemüther, welche immer zu Neuerungen geneigt sind, weil sie mit ihrem Schicksale nie zufrieden sind, und weil sie das Zukünftige, obschon ohne Grund, allezeit für besser ansehen wollen. Wer klug ist, der beugt sich vor seiner Obrigkeit, und macht sich sein Schicksal zu Nutze. Er sieht die Umstände, in welchen er sich wirklich findet, für eben diejenigen an, die Gott, um ihn zu seinem glückseligen Ende zu leiten, oft nur aus geheimnißvollen Ursachen gewählet hat.

Dem Könige von Sicilien, Dionysius, wurde gesagt, daß eine alte Frau alle Tage in einen gewissen Tempel gienge, nnd die Götter um sein langes Leben bäthe. Da er nun wußte, daß er von Jedermann gehaßt werde, wollte er die

Alte sehen. Sie kam, und auf die Frage, warum sie die Götter um sein Leben bäthe, antwortete sie: „Als ich jung war, herrschte ein „Tyrann über uns, und ich bath die Göt„ter alle Tage, daß sie uns von demselben „befreyen möchten. Du, sein Nachfolger, „bist noch grausamer; und aus Furcht, „daß uns die Götter einen geben könnten, „der wiederum ärger wäre, als du, bitte „ich um deine Erhaltung.“ —

LXIX §.

Von der Kleidung.

Die Unsauberkeit und die Unordnung in Kleidern verräth nicht selten eine Niederträchtigkeit des Herzens, besonders bey der Jugend. Aber die Sorge, die sich einige Leute geben, um reichere Kleider zu tragen, als es ihr Stand mit sich bringet: dieß ist ein stilles Bekenntniß, daß es ihnen schwer, oder auch unmöglich sey, sich durch andere wahre Merite ein Ansehen zu machen.

„Ich mache ihrer reichen Veste meine „tiefeste Verbeugung,“ sagte einst der Spötter

ter zu einem jungen Stutzer, dessen Verdienste bekannter maßen in Nichts, als in der prächtigen Kleidung, bestunden.

Demaratus von Sparta befand sich am persischen Hofe, und hatte vom Könige die Erlaubniß erhalten, sich eine Gnade auszubitten. Er hielt um die Vergünstigung an, zu Pferde, und mit der königlichen Binde auf dem Haupte, durch die Stadt Sardis zur Schau reiten zu dürfen. Mithropaustus, ein Vetter des Königs, nahm hierauf den Demaratus bey der Hand, und sagte zu ihm: „Mein Freund! „die königliche Binde bringet kein Gehirn „mit sich. Wenn du auch die Donnerkeile „in der Hand hättest, so würdest du dar„um nicht Jupiter seyn.“

LXX §.

Von Krankheiten.

In einem sterblichen Leibe geboren seyn, ist eben so viel, als schon anfangen krank zu seyn: und es ist uns auch eben dieses sehr nütze; damit wir stäts demüthig, und des zukünftigen

Lebens

Lebens eingedenk zu seyn erinnert werden. Aber auch viele Krankheiten, und sehr viele sind es, die der Mensch oft nur aus eigenem Verschulden hat; und diese sind immer eine Schande für ihn, weil sie doch gemeiniglich nur die Folgen seiner Unmäßigkeit sind. Gewiß! die Armen, und die arbeitsamen Leute werden bey ihrem karglichen Leben nicht so oft krank, und gemeiniglich älter und stärker als die Reichen, die sich immer so niedlich und zärtlich halten. Weil man aber doch Aerzte nöthig hat, so sind derer, wie die berufene salernitanische Schule sagt, drey der Beßten. Ein aufgeräumtes ruhiges Gemüth, eine mässige Uebung des Leibes, und eine gute Lebensordnung.

Ein König von Persien schickte an den Califen Mustapha einen sehr berühmten Arzt, welcher sogleich bey seiner Ankunft fragte: wie man an diesem Hofe zu leben pflege. Man antwortete ihm: „Wir essen nie eher, als bis uns hungert; und wir essen uns nie ganz satt." — Ich gehe wieder meine Wege, sagte der Arzt: „hier finde ich nichts zu thun."

LXXI §.

Vom Laster.

Die leichtsinnige Jugend läßt sich oft leicht und gern durch böses Beyspiel reizen; weil sie blindhin glaubet, daß man hiedurch ihre lasterhaften Ausschweifungen endlich wohl auch noch entschuldigen könnte. Aber sie irret; denn, hätte man tausend gute Eigenschaften; wäre man von noch so hohem Stande; wäre man noch so schön, und noch so artig: so heißt doch alles dieses nichts, alsbald man dabey eine ungezäumte Neigung zum Laster wahrnimmt. Ein ehrlich denkendes Gemüth wird sogleich an so einem Menschen einen billigen Eckel fühlen. Ja die ganze kluge Welt wird wider das Laster allezeit der strengste Richter bleiben, und selbst das Laster, das so süßtrügende Laster, muß durch die bittersten Folgen gemeiniglich sein eigener Henker werden. — O, daß doch junge Leute dieses nicht zu spät bedenketen! und daß kluge Eltern ihrer Jugend hievon bey guter Zeit öfter ernstliche Vorstellungen machten! —

Ein Offizier, der sich durch seinen Lebenswandel eben so berühmt gemacht hatte, als durch seinen Muth, erzählte öfters, wie sein Vater, da er in seiner Jugend eine allzuheftige Neigung zur bösen Liebe bey ihm verspürte, ihn auf mancherley Art zurück zu halten gesucht habe. Nichts war wirksamer gewesen, als da er ihn in das Spital geführt, wo verschiedene an den häßlichsten Krankheiten darnieder lagen. Bey diesem gräulichen Anblicke gerieth der Jüngling in Schrecken. „Geh, du liederlicher Mensch!“ sagte sein Vater in dem nachdrucksamsten Tone zu ihm: „Geh! folge deinen viehischen „Lüsten, die dich hinreißen; es wird noch „ein Glück für dich seyn, wenn du in „Kurzem in dieses Spital kömmst; unter „den heftigsten Schmerzen deine Laster „büßest, und deinen Vater nöthigest, „Gott für deinen Tod zu danken.“ — Diese wenigen Worte nebst den schrecklichen Bildern, die der junge Mensch vor Augen hatte, machten auf sein Herz einen Eindruck, der nie wieder verlosch. Ueberall, wo er als ein junger Offizier in Garnison stand, überall duldete er lieber alle Spöttereyen seiner Kameraden, als daß er ihre Ausschweifungen mitmach=

machte. „Ich bin ein Mensch gewesen;
„ich habe Schwachheiten begangen, sagte
„er: aber ich habe nach so einer väter-
„lichen Lektion eine unkeusche Person
„nie ohne Abscheu mehr ansehen können."

LXXII §.

Von den Leidenschaften.

Jede heftige Leidenschaft ist für den Lasterhaften gleichsam eine Leib- und Lebensstrafe, indem er durch dieselbe immer gemartert wird; und vor allem ist es die sündhafte Liebe. Der Vernünftige heilet so eine Leidenschaft durch die Leidenschaft selbst, da er ihr einen bessern, einen so erhabenen Gegenstand vorhält, der seiner Absicht und seiner Neigung in der That vor allem würdig ist; nämlich eine heilige Liebe, vor der er niemals einen Eckel zu besorgen, niemals eine Untreue zu fürchten hat. Was geringer ist, kostet ihn keine Ueberwindung, weil es ihn sogar in keine Versuchung bringen kann.

Der heilige Augustin sagte öfters: „Mein „Herz ist allezeit unruhig, so lang es et-

„was

„was liebet, das Gott nicht ist; weil „es nur für Gott allein erschaffen ist.“ — Die keusche Biene freuet sich bey ihrem kostbaren Honig; da indessen die dumme Wespe nur auf dem faulenden Körper herumflattert.

Als Cäsar bey einer unter seinen Truppen sich ereignenden Unordnung einen Fähnrich fliehen sah, kam er ihm in den Weg, drehte ihn gegen den Feind um, und sagte: „Du verirrest dich, „dorthin mußt du laufen.“

LXXIII §.

Leben, langes.

Der tugendhaft lebet, der lebet allezeit lang; denn auch nach seinem Tode wird die Ehre seines Namens unsterblich bleiben.

Theodosius, der Grosse, hatte einst eine Kommißion von Richtern niedergesetzt, die eine Verschwörung untersuchen mußte, welche wider ihn, wie es hieß, sollte angezettelt worden seyn. Als er nun die Richter ermahnte mit aller Billigkeit und Sanftmuth zu Werke zu gehen, sagte einer

Bayerische Staatsbibliothek München

von den Kommissarien: „Unsere vornehmste „Sorge muß seyn, auf die Erhaltung des „Fürsten bedacht zu seyn. — Seyd lieber auf „seinen guten Namen bedacht," erwiederte Theodosius: „bey einem Kaiser ist nicht das „Wesentlichste, daß er lang, sondern daß „er so lebt, wie sichs gebührt."

LXXIV §.

Von der Leutseligkeit.

Die erste Pflicht des zur Gesellschaft geschaffenen Menschen scheint darinn zu bestehen, daß er leutselig sey; daß er dieß gegen alle Stände, gegen jedes Alter, und gegen alles sey, was den Menschen angeht. Sein persönliches Interesse diktirt ihm sogar diese Pflicht. Allein, die Leutseligkeit hört sogleich auf eine Tugend zu seyn, so bald sie den Eigennutz, jene Pest des gesellschaftlichen Lebens, zum Grunde hat.

Trajan, der vollkommenste Prinz, ließ sich mit seinen Unterthanen öfters in ein vertrauliches Gespräch ein. Und da man ihm eines Tages vor=

vorstellte, er wäre gar zu gütig, zu leutselig und gar zu gefällig, so war seine Antwort: „Ich will „mich gegen Jedermann so aufführen, wie „ich damals, da ich noch selbst ein bloßer „Privatmann war, wünschte, daß sich ein „Kaiser gegen mich aufführen möchte." Aber eben Trajan liebte seine Untergebenen ohne Eigennutz; denn er gab seinem Volke alle die Lusthäuser, und alles wieder zurücke, was ihnen die Gierigkeit der vorigen Cäsarn entrissen hatte.

LXXV §.

Vom Lobe.

Mit Loben muß man sehr behutsam, und niemals verschwenderisch seyn, auch bey den Grossen nicht. Alles loben wollen, ist sehr verächtlich. Nichts loben, was doch des Lobens würdig ist, das ist höchst unbillig; denn, wer würde endlich gern tugendhaft seyn, sagt Kato, wenn man den Ruhm und das Lob von der Tugend trennen wollte? — Niemals aber sind wir lobenswürdiger, als wenn wir das verdiente Lob selbst unsern Feinden sprechen. — Niedrige Seelen werden sich nie so hoch empor schwingen.

Wie sehr immer der wilde Saul gegen den sanftmüthigen David aufgebracht war, so mußte er doch, auch wider sich selbst, der Tugend dieses seines vermeynten Feindes das edelmüthige Bekenntniß thun: „In Wahrheit bist du unschul„dig, mein David; du bist gerechter als „ich," schrie Saul auf offenem Felde dem unschuldigen David zu, wider den er doch eben ein ganzes Kriegsheer ausgeführet hatte. —

„Ich bin sehr stolz darauf, euch end„lich gedemüthiget zu sehen," sagte einst ein Grosser zu einer vornehmen und sehr tugendhaften Familie, die er kurz zuvor gestürzet hatte. „Aber, setzte er sogleich ganz großmüthig bey, „ich würde noch stolzer sey, wenn ich ein „gleiches Schicksal, mit so einer Tugend, „wie die Eurige ist, eben so lang, und so „tapfer, ausgehalten hätte."

LXXVI §.

Vom Lügen.

So vortheilhaft immer eine Lüge zu seyn scheint, so ist sie doch allezeit, früher oder später, nur dem Lügner selbst höchst nachtheilig; denn der Lügenhafte, der auch nur einmal auf Unwahrheiten, oder Lügen betreten wird, ist nachmals allezeit verdächtig. Man wird seiner oft müde, alsbald er zu reden anfängt; und man glaubet ihm ferner auch dasjenige nicht, was er wirklich Wahres erzählet.

Ein junger Großsprecher, der öfters eine Falschheit beyzubringen kein Bedenken trug, erzählte eines Tages eine wahre Sache, die doch keineswegs wahrscheinlich schien. Ein Anderer erzählte sie weiter, und führte den Urheber an, und man glaubte sie um so weniger. Es kam ein Dritter dazu, welcher die Neuigkeit bestärkte, und bewies. „Aber, sagte endlich einer von denen: die nicht glauben wollten, "wenn die Sache wahr „und durchaus so ist, wie hat sie dann dieser N., ohne eine Falschheit einzumengen, „erzählen können?" —

LXXVII §.

Von der Mäßigkeit.

Die Mäßigkeit bezieht sich auf die Sitten, und auf die Lebensart. Sie kostet junge Leute öfters eine grosse Ueberwindung. Sie machet, daß wir allezeit mit Wenigem zufrieden, und vergnüget sind. In diesem Wenigen aber zeigt sie uns viele und grosse Dinge, die man von einer gut gesitteten Jugend einst in dem reifern Alter sicher erwarten kann.

Als **Epaminondas** von seinem Freunde zu einem grossen Gastmahle geladen war, wo Lüsternheit und Schwelgerey die Anordnung gemacht zu haben schienen, ließ dieser erlauchte Thebaner sich gemeine Speisen geben, ohne daß er die bessern auch nur einmal kostete. Sein Freund fragte ihn, warum er das thäte; und er gab zur Antwort: „Ich möchte nicht gern vergessen, wie ich zu „Hause bey mir lebe.“

Der engländische Minister **Walpole** suchte im Namen seines Königes einen vornehmen Edelmann man auf seine Partey zu ziehen. Er begab

sich

sich zu ihm, machte zu diesem Ende die schmeichelhaftesten Versprechungen, und both ihm zu gleicher Zeit eine ansehnliche Bedienung an. „Mylord! „antwortete der Edelmann: ehe ich wegen eu„ren Anerbiethungen meine Meynung sa„ge, so erlaubet mir, daß ich meine Abend„mahlzeit darf auftragen lassen.“ Man brachte ihm ein Eingeschnittenes von einem Kälberstosse, wovon er zu Mittage gegessen hatte. „Mylord! sagte er weiter zum Minister: glau„bet ihr wohl, daß ein Mann, der mit „einer solchen Mahlzeit zufrieden ist, ein „Mann sey, den der Hof mit Offerten „leicht gewinnen könne? — Saget dem Kö„nige, was ihr gesehen habet; das ist die „ganze Antwort, die ich euch zu geben „habe.“ —

LXXVIII §.

Von dem Menschen.

Was ist der Mensch, der von sich selbst keine wahre Kenntniß hat? Er ist wie ein dummes Vieh, welches seine Wohnung nur von Außen ansieht, und auch nach vielen Jahren niemals weis, wie es damit von Innen stehe. — Er ist ein Thor, der das Kostbarste, so er von Gott hat, weder kennet, noch zu schätzen weis: und weil er solches auch eben darum gemeiniglich misbrauchet, so ist diese edle Gabe in Ansehung seiner wie eine kostbare Perle, welche nur den Schweinen vorgeworfen wird.

Nicht nur einen Leib und eine Seele wollte Gott erschaffen, da er den Menschen, als das Meisterstück seiner Hände, schuff. Denn, gleichwie der Leib ohne Vereinigung mit der Seele nur ein scheußlich faulendes Wesen, und die Seele selbst ohne Vereinigung mit Gott auch noch häßlicher als der Leib selbst ist: so war zur Erschaffung eines vollkommenen Menschen das Dritte vor allem das Nothwendigste, nämlich die Eingießung der göttlichen Gnade, durch welches letztere die Seele

sich

sich mit Gott vereinigen sollte, und ohne welches der Mensch niemals ein Ebenbild Gottes, sondern vielmehr ein Abenteuer, als ein Mensch, seyn würde.

Nun, welch' ein Wunder der göttlichen Allmacht, da wir drey so sehr verschiedene Dinge in einem, und dem nämlichen Wesen vereiniget sehen! einen aus Leim gestalteten Leib mit einer unsterblichen Seele, und diese aus Nichts erschaffene Seele mit der heiligmachenden Gnade Gottes. Aber auch welche Häßlichkeit, so bald nur eines von dem andern abgesondert ist! —

Ist die göttliche Gnade von der Seele weg, so ist eben dieß der elendeste Stand der Sünde, und der Verwerfung. Der Leib ohne Seele, dieß ist der Stand des Todes; die Seele aber ohne die Gnade Gottes zugleich, sieh! das ist die Hölle. Der Leib, die Seele, und die göttliche Gnade sind drey göttliche Schönheiten, und das wahre Ebenbild Gottes: aber nur, als lang alle diese drey Dinge in dem Menschen beysammen sind. Fürchte Gott, und halte seine Gebothe; nur durch dieses, und nur für dieses

ist

ist der ganze Mensch, was er immer ist. Hoc est enim omnis homo. Eccl. 12. Ja ohne dieß bist du nur ein halber Mensch: du bist mehr dem Vieh, als einem Menschen, ähnlich.

LXXIX §.

Von Meynungen, und Vorurtheilen.

Der Irrthum ist das größte Uebel für den Verstand des Menschen. Jeder muß sich also wohl hüten, daß er durch Vorurtheile nicht darein verfalle. Eine Unwissenheit in Sachen, die wir zu wenig, oder gar nicht, verstehen, weil wir solche niemals geübet haben; eine sklavische Gefälligkeit gegen gewisse Leute, die uns was solches vorschwätzen; oder eine kindische Leichtsinnigkeit auf das pöbelhafte hören sagen, dieß ist gemeiniglich der schädliche Saame vorgefaßter Meynungen. Und wie niederträchtig müßen doch jene Geister seyn, welche aus so seichten Gründen über die Ehre, über Gut, und guten Namen des Nächsten sogleich, und eben so ver-

mes-

menssentlich das Urtheil sprechen, wodurch sie aber am allermeisten nur sich selbst verdammen! Ist es Wunder, wenn man diesen, die selbst für die edle Wahrheit so wenig Achtung haben, wenig, oder gar keine Achtung erweiset? —

Aristoteles pflegte zu sagen: „Laßt uns „Freunde des Sokrates, und des Plato „seyn; noch mehr aber wollen wir Freunde „der Wahrheit seyn.“ —

Der Herr von Voltaire, jener berichtigte Dichter, dem es immer nur an Religion, niemals aber an Witz, gefehlet, befand sich einst in der Gesellschaft einiger hochadelicher Kunstrichter, die sich über die Schriften des la Mothe ziemlich lustig machten. „Meine Herren! Ihr „habt recht, sagte Voltaire: Ihr urthei„let als Leute, welche die Sache verste„hen. Was für ein Unterschied zwischen „der Schreibart des la Mothe und la „Fontaine! habet Ihr die letzte Ausga„be der Fabeln des la Fontaine gese„hen?“ — „Nein,“ antworteten diese. — „Was! Ihr kennet also die schöne Fa„bel nicht?“ fuhr Herr von Voltaire fort,

und

und sagte ihnen eben diese ganz her. Sie fanden die Fabel vortrefflich; sie geriethen in Entzückung. „Da sehe man den la Fontaine! „riefen sie; er ist ganz Natur: welche Munterkeit! welche Annehmlichkeit! — — „Meine Herren! sagt Herr von Voltaire: „diese Fabel ist vom la Mothe.“ Man ließ dieselbe sich nochmal sagen, und fand eben diese abscheulich; warum? nur weil man jetzt wußte, daß sie vom la Mothe war. — So kränket man die Vernunft; und man sperrt der Wahrheit Thür und Thor, so bald man einem Vorurtheile, einer vorgefaßten Meynung, den geringsten Platz gestattet.

LXXX §.

Vom Mistrauen.

Habe Mistrauen auf dich selbst als einen gefährlichen Feind. Die Jugend ist einbildisch. Sie verspricht sich alles von selbst, und sie versäumet, wie ein thörichter Roboam, den Rath der Alten. Die Jugend ist gebrechlich; dennoch glaubt sie, sie vermöge alles, und habe nichts zu fürchten. Sie vertraut sich leichtsinnig;

sie

sie ist vorsichtig; sie läßt sich durch süße Worte schmeichelhafter Verführer bethören, welche, wie eine giftige Schlange unter den Blumen einer vermummten Freundschaft, ihr zartes Herz zu hecken, sich einschleichen. Jüngling! du willst mirs nicht glauben; doch, du wirst mir einst Zeugniß geben, daß du es mit deinem Schaden erfahren habest. — Sey also wachbar! widersetze dich dem ersten Anfange des Uebels, und wisse, daß oft ein Gran Herzhaftigkeit auch wider den größten Bösewicht dich zum Obsieger machet.

Ein kluger Edelmann, dem man seine gefährlichen Umstände durch viele Gunstbezeugungen verhüllen wollte, entschloß sich bey guter Zeit zu entfernen. Man fragte ihn um die Ursache, weil man ihm sein Mistrauen für Thorheit auslegen wollte. Er gab zur Antwort: „Man macht „uns hier zu viel Karessen, und ich will „lieber mit den Narren Sicherheit finden, „als mit denen, die sich klug denken, zu „Grund gehen.

LXXXI §.

Vom Mitleiden.

Wer nicht helfen kann, bey dem soll man auch selten, oder gar nicht, klagen. Doch, mit dem Klagenden muß man allezeit Mitleiden tragen; denn, wenn seine Klage gründlich ist, so ist er des Mitleidens wohl würdig: ist sie aber ungegründet, und zum Theil nur eine Folge seiner schwachen Einbildung, so ist er doch des Mitleidens bedürftig. Solches ihm versagen, oder den Fehler einer Phantasie ihm vorwerfen wollen, dieß wäre ein Beweis, daß wir nicht zu leben wissen; daß wir Unmenschliche, daß wir Grausame sind.

„Wie darft ihr begehren, daß ich euren Worten glauben soll, da ihr doch selbst „auch den Meinigen nicht glauben wollet; „und zwar in einer Sache, die nur mit „mir, und in meinem eigenen Hause passirt?" sagte einer, dessen kränklichte Zustände man heilen wollte, mit Vorgeben, daß solche größtentheils nur von seiner furchtsamen Einbildung herkämen.

Ptolomäus, der Thebaner, wurde einst von einem Soldaten, der ihm billig verdächtig seyn konnte, um ein Almosen gebethen. Der Feldherr untersuchte es nicht lange, ob dieser Bettler in der That so bedürftig, und einer besondern Hilfe würdig wäre. Weil er aber eben nichts anders bey Handen hatte, das er ihm geben könnte, zog er seine Schuh aus, und schenkte sie dem Soldaten mit diesen Worten: „Hier, mein Freund! „suche die zu nutzen. Ich habe dir nichts „Besseres zu geben; allein, ich will lieber „mit bloßen Füßen gehen, als dich leiden „sehen.“ — Dieß that ein Heyd. Was werden nicht die Christen thun? —

LXXXII §.

Von den Müßiggängern.

Schier alle, selbst auch die Müßiggänger, wollen beschäftigte Leute heißen, und sie wollen niemals für das angesehen seyn, was sie doch wirklich sind. — Demnach sollst du mit deinem Besuche sparsam, oder doch nicht lang, seyn; damit du nicht in Verdacht kömmst, als sähest du dei-

nen Freund für jenen an, der die edle Zeit nicht besser, als so, bey dir zu nutzen weis.

Ein geschwätziger Müßiggänger fragte den Aristoteles, ob ihm die Zeit bey ihm lang geworden: — „Nein, sagte der Philosoph: denn „ich habe nicht auf dich gemerket.“

LXXXIII §.

Von der Nachahmung.

Junge Leute sind zum Nachahmen geneigt; und es ist oft sehr gut, daß sie so sind; wenn sie nämlich nur das Gute, nur das Schöne, und das Grosse nachzuahmen beflissen sind. Zu diesem Ende stellt man ihnen Gemälde vor: das schöne Bild der Tugend, das Muster des guten Geschmackes, das Beyspiel des grossen Mannes, und vor allem jenes des guten Christen; denn der gute Christ ist allezeit groß, weil man ohne große Tugend niemals ein guter Christ seyn kann. — Nur solche Gegenstände müßen sich Jünglinge schon in ihren frühen Jahren zur Nachahmung wählen; wenn sie doch aus Kindern Männer werden, und bis zu den Großthaten der Helden aufwachsen wollen.

Themi-

Themistokles war noch sehr jung, als die Perser bey Marathon von den Griechen überwunden wurden. Man pries täglich, und in seiner Gegenwart, den Miltiades, dem Griechenland diesen Sieg zu danken hatte. Themistokles ward dabey ganz stille, weil er durch das Beyspiel dieses grossen Mannes eben so groß zu werden innerst gerührt war. Er verschloß sich in sich selbst; er sagte seinen jugendlichen Belustigungen ab, und er gab seinen Freunden, die davon die Ursache wissen wollten, nur diese Antwort: „Die „Siegeszeichen des Miltiades nehmen mir „den Schlaf."

Der Geschichtschreiber Thucydides weinte, als er in seiner ersten Jugend den Herodotus hörte, der mit dem allgemeinen Beyfalle von Griechenland in der Stadt Olympia seine Geschichtbücher las. Und eben so weinte auch Cäsar in Spanien bey Durchlesung der Geschichte des Alexanders, weil Alexander in gleichem Alter schon so groß, und er noch so klein war. — So mächtig wirken bey der Jugend die Triebe zur Nachahmung; aber nur auf eine wohlgeartete Seele. —

Gleichwie nun der Heyd sich heydnische Beyspiele, so soll auch der Christ das Beyspiel eines guten Christen, und selbst jenes des höchsten Gottes, zur Nachahmung sich vorstellen. **Seyd vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist.** Matth. 5. Nicht nur wie eine leblose Statue müßen wir das Ebenbild Gottes tragen, sondern wir müßen auch in unsern Sitten dem Vater ähnlich seyn, wenn wir seine Kinder heißen, und die Erben seines Reiches seyn wollen; besonders, nachdem er, unser Gott, um uns durch sein Beyspiel aufzumuntern, selbst mit uns im Fleische gewandelt ist. Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch durch die Nachahmung des grossen Gottes bis zu Gott erhöhet, und über alles, was jemals groß auf Erde gewesen, vergrößert werde. **Er hat uns ein Beyspiel gegeben; ein ganz göttliches Beyspiel hat er jedem aus uns gegeben, damit jeder in seine Fußstapfen treten, und ihm nachfolgen solle.** 1 Petr. 2.

O, wie viele Mängel und Fehler sind es nicht! Fehler, auch des sittlichen Lebens, und des täglichen Umganges mit dem Nächsten, in welche die

Hoff=

Hoffnungsvolle Jugend niemals verfallen würde, wenn sie die jugendlichen Jahre Christi sich öfters vorstellte, und dessen göttlichglänzendes Beyspiel zu Hause, bey Tische, in der Kirche, und auf der Gasse, öffentlich und in Geheim nachzuahmen, beflissen wäre. Und, welch ein schönes, ein erhabenes und übergrosses Lob ist es für den wackern Jüngling, wenn man von ihm sagen kann: Er sey so züchtig, so sittsam, so fleißig, so fromm und so gehorsam ꝛc. als wenn man selbst Christum in seiner Jugend, in dem Hause seiner Eltern zu Nazareth, oder unter den Lehrern im Tempel sähe; Sic oculos, sic ille manus, sic ora ferebat.

So war sein Aug, so war sein holdes Angesicht;
So war sein Mund und Hand, so alles eingericht.

Gewiß, die Muster müßen immer nur die besten seyn; und man muß aufhören ein Christ zu seyn, wenn man ein besseres, als Christum, finden will. Er allein ist das auserlesenste Beyspiel für jeden Stand, und für jedes Alter; das

vollkommenste Bild des Schönen, des Grossen und des Erhabenen; die einzige Lebensregel, nach welcher jeder Christ einst wird geprüfet, und geurtheilet werden. Folgt man diesem nicht; so wird es heißen: **Ich kenne euch nicht.** — — Matth. 25.

LXXXIV §.

Vom Neid.

Sey nicht neidisch über das Glück der Gottlosen. Die Herrlichkeit, und die Glückseligkeit der Gottlosen ist von kurzer Dauer.

Kato, dieser wahre **Patriot**, hatte einst beym Volke blos deßwegen um das **Tribunat** angehalten, damit hiedurch ein gewisser **Metellus** davon entfernet würde, von dem die römische Freyheit alles zu fürchten hatte. Und **Lycurg**, welcher, wenn er die Gesetze der **Lacedämonier** schuf, auch selbst zuerst das Beyspiel der Billigkeit, und des Uneigennutzes ausübte, die in diesen Gesetzen vorgeschrieben wurden, dieser würdige Bürger hatte indessen doch Feinde, die, was ihm allein eigen war, seinen **Ruhm** beneideten. Er

rächte

rächte sich aber an ihnen durch nichts, als daß er sich immer mehr bestrebte, seinem Vaterlande nützlich zu seyn.

LXXXV §.

Von der Ordnung.

Halte gute Ordnung in allem deinem Thun. Jede Sache wird noch so leicht, und noch so gut geschehen, wenn sie nur ordentlich geschieht; entgegen ist die Unordnung eine Mutter der Verwirrung und des Verdrusses. Sie ist wie ein rollender Schneeball, der nur zu deiner Last und deinem Verderben immer größer wird; und wie ein zahlreiches Kriegsheer, welches ohne Sieg ist, alsbald es in Unordnung ist. Willst du aber gute Ordnung halten, so mußt du allezeit, und schon vorhinein, jedem Dinge seinen gehörigen Ort, und jedem Geschäfte seine gewisse Zeit bestimmen.

LXXXVI §.

Vom Patriotismus.

Ja, man muß jungen Leuten frühzeitig eine vorzügliche Liebe zum Vaterlande einflößen. Man muß sie aber auch in ihrem hierüber oft ganz un-

ächten

ächten Begriffe nicht forttaumeln lassen. — Oder wie? kann man wohl ein **Patriot** seyn, wenn man **intereßirt**, wenn man eigennützig ist? — Gewiß nicht; auf ein so schäbigtes Gemüth passet der schöne Name des **Patrioten** eben so wenig, als der reiche Goldborden auf den schmutzigen Bauernküttel. Wer als ein rechter **Patriot** das Beßte des Vaterlandes wahrhaft suchet, der suchet nur dieses, und nicht unter diesem glänzenden Vorwande seinen eigenen Vortheil. Er ist uneigennützig, und er ist es nicht nur ein- oder andersmal, sondern er ist es allezeit, und standhaft ist er es in allen Umständen; weil er allezeit nur das Beßte des Vaterlandes selbst seinem Eigenen vorzieht.

„Meine **Beneider** versagen mir das Lob; — „man lohnet mir meine Arbeiten nicht; — — „so will ich dann an meinem Vaterlande mich „rächen: ich will immer fortfahren auf eigene „Kosten dem **Publikum** zu dienen, und ihm nütz„lich zu seyn.“ — Dieß ist die Sprache, und die Denkensart des ächten **Patrioten**.

Die Bürger von **Urbino** kamen eines Tages zusammen, ein wichtiges, und, wie sie glaubten,

patrio-

patriotisches Projekt auszuführen, durch welches sie den Einwohnern auf dem Lande verbiethen wollten, Häuser in der Stadt zu besitzen, weil die Stadt, wie sie sagten, nur für die Bürger seyn müßte. „Ihr habt recht, antwortet ihnen Graf „Friedrich, ihr Herr; aber saget mir, ehe „ich dieses Dekret ausfertige, was ich den „Einwohnern vom Lande antworten sol- „le, wenn sie ein gleichmäßiges Dekret „von mir verlangen, und zum Grunde „anführen, daß, gleichwie die Stadt „für die Bürger sey; so müße auch das „Land nur für die Leute auf dem Lan- „de seyn; und wie diese keine Häuser in „der Stadt haben könnten, so dürften „auch diese keine Güter auf dem Lande „besitzen?“ — Die vermeynten Patrioten wußten nichts darauf zu antworten, und sie hatten das Herz nicht, weiter ein Dekret zu verlangen, welches einer andern Klasse von Unterthanen so sehr zum Nachtheile gereichte.

Themistokles, der die Verbannung des Aristides am meisten betrieben hatte, kam endlich nach der Rückkehr des Aristides selbst in Gefahr,

ver-

verbannet, und ins Elend verwiesen zu werden. Aristides, der nichts anders suchte, als, daß der Republik gut gedienet würde, nahm sich des Themistokles an, nur darum, weil er ihn als einen geschickten und dem Vaterlande nützlichen Mann kannte. — So unparteyisch muß man denken, und so unparteyisch muß man handeln, wenn man Patriot heißen will.

LXXXVII §.

Vom Pöbel.

Der Pöbel muß sich gegen die Adelichen beugen, weil sie Adeliche sind; und der Adel muß deßwegen den Pöbel nicht gering achten, weil nur Verdienste und Tugend wahrhaft adelich machen. — Der Diamant, der in eine Mistgrube fällt, ist deswegen nicht weniger schätzbar; und der Staub, den der Wind bis an den Himmel treibt, ist deßwegen nicht weniger unwerth. Ja, der Bauer, der am Pfluge schwitzet, damit wir Brod zu essen haben, dieser ist uns eben so nothwendig, als der Adel, der in den Gerichtsstuben sitzt, oder wider den Feind, uns zu schützen, im Felde steht.

Ein Edelknab am Hofe **Ludwigs** XII. hatte muthwilliger Weise einen Bauer geschlagen; als nun der König benachrichtiget wurde, befahl er, daß man diesem Edelknaben kein Brod geben, sondern nur Wein und Fleisch vorsetzen solle. Der junge adeliche Knab beklagte sich deßwegen. Worauf ihn der König fragte; ob er mit Wein und Fleisch nicht zufrieden seyn könne. Da nun der Knab antwortete, daß das Brod, als das Wesentlichste, dabey fehle, gab ihm der König einen scharfen Verweis, und sagte: „Ihr müßt demnach nicht so unver„nünftig seyn, und den Bauern übel be„gegnen, die durch ihre Arbeit euch das„selbe verschaffen.

Der türkische Kaiser, **Mahomed** IV., hatte einen Stallknecht, mit dem er sich bisweilen gern in ein Gespräch einließ, weil er etwas an ihm fand, das über seinen Stand war. Dieser sagte eines Tages zum Sultan, daß ein Prinz nicht wahrhaft groß zu nennen sey, wenn er nicht aus einem kleinen Menschen einen sehr grossen, und aus einem grossen einen sehr kleinen Menschen machen könnte. **Mahomed** war über diesen Einfall sehr aufmerksam, weil diese Maxime sei-

ner

ner unumschränkten Gewalt schmeichelte, und er glaubte, daß man ein so klug denkendes Gemüth auch in wichtigern Dingen versuchen müßte. Der Stallknecht ward, ehe er sichs versah, vom Sultan zur Würde eines Bassa erhoben, und der Sultan dürfte sich deßwegen auch keinen Vorwurf machen; denn der neue Bassa war ein Mann, der sich im Kriege vortrefflich brauchen ließ.

LXXXVIII §.

Von den Predigten.

Ein gelehriger Zuhörer wird auch aus einer schlechten Predigt mehr Gutes heransziehen, als ein Hoffärtiger aus den Predigten des heil. Paulus selbst. Was soll es einen Durstigen hindern, ob das Wasser ihm durch ein hölzernes, oder bleyernes, oder silbernes Rohr zulaufe? Er trinkt das Wasser, nicht den Teuchel. — **Auf dem Stuhle Moses sind Pharisäer gesessen; was sie euch sagen, das thut: kehret euch nicht an ihre Werke.** Bey Matth. am 23. Kap. — Es geschieht manchmal, daß eben jene Prediger, deren Lebenswandel nicht der beßte ist, oft besser

sprechen,

sprechen, als die frömmern. Die Kunst ist Menschentand. Je einfältiger aber die Predigt ist, desto mehr sind wir versichert, daß die Eitelkeit keinen Antheil daran habe, und daß es das reine Wort Gottes ist, welches, damit es in uns wirke, nur mit Einfalt des Herzens geprediget, und nur mit Einfalt des Herzens muß angehöret werden.

„Du wirst von deinem Throne, und „von der Gesellschaft der Menschen verstos„sen werden. Du wirst mit dem Viehe „wohnen, und wie ein Ochs das Heu fres„sen; denn Gott hat dich deines Reiches „unwürdig zu seyn befunden; er wird sel„bes von dir wegnehmen, und einem an„dern geben. 2c." Daniel 4 und 5. — Welche Freyheit! welch eine Frechheit, solche bittere Drohworte dem Landesfürsten ins Angesicht sagen! — Doch, dieß waren die zierlichen, und die schmeichelhaften Worte, welche Daniel mit einer großmüthigen Einfalt den mächtigsten Königen Nabuchodonoser und Balthasar, derer er eben ein Gefangener war, vorgepprediget hat. Und woher konnten es diese heydnischen Fürsten wissen, daß Daniel auch in diesem Stücke wirklich ein

un=

untrüglicher Prophet seyn würde? Oder woher wissen es die Christen, daß nicht etwann auch unsere Priester und Prediger wirklich unfehlbar sind, wenigst, wenn sie uns eben dergleichen Drohungen verkündigen? — Diese Könige haben auf einen solchen Prediger nicht gezürnet. Sie haben auch auf seine bittersten, und einfältigsten Drohworte geglaubet; Ja, sie haben ihn deßhalben sogar belohnet. — Könnte nicht so eine Geschichte einige Christen einst bis zur Verdammniß anklagen? Jene Christen, welche bey der Verkündung des Worts Gottes zu furchtsam, oder zu eitel, oder doch in der Befolgung desselben vielleicht auch ungläubiger, als selbst die Heyden, sind? —

LXXXIX §.

Vom Putze.

Ein zu sehr gekünstelter Putz ist eine Schande für einen Mann. Er verräth ein weibisches und niederträchtiges Herz, welches zur Weisheit und Tugend gemeiniglich unfähig, oder doch unwürdig ist. Die Zierlichkeit ist die Tugend der Höfe, und fast ein Fehler bey dem Weisen, sagte Saadi, ein Gelehrter in Persien.

Man

Man hat die Anmerkung gemacht, daß die Anordnung des Cäsars, da er seinen Soldaten befahl, den Reitern des Pompejus nur nach dem Gesichte zu hauen, das meiste zur Gewinnung der Schlacht bey Pharsalus beytrug. Denn diese jungen Leute, die für ihre hübschen Gesichter sehr besorget waren, vertheidigten sich gegen solche Streiche nicht lange; sie ergriffen die Flucht; weil sie als verzärtelte Jünglinge mehr Eitelkeit als Ehre im Busen hatten.

XC §.

Von der Rache.

Umsonst schmeicheln sich diejenigen tugendhaft zu seyn, die oft nur darum sich nicht rächen, weil sie keine Gelegenheit dazu haben. Zeige deinem Feinde, daß dir nicht die Fähigkeit, sondern nur der Wille, dich zu rächen, mangle. Die Rachgier ist süß, aber nur für Kinder, für Weiber, oder für kleine Seelen: und es ist eben die größte Thorheit, wenn man, um seine Ehre zu rächen, ein neues Verbrechen begehen will. Räche dich, aber so, daß deine Rache in Wahrheit dir Ehre mache; welches nur durch die Tugend, und zwar

durch

durch die christliche allein, auf eine vollkommene Weise geschehen mag.

Dem Herzoge Franz von Guise wurde berichtet, daß sich in seinem Lager ein Protestant befånde, der ihm nach dem Leben trachtete. Er ließ ihn in Verhaft nehmen. Der Protestant gestand sein Vorhaben. „Habe ich dir dann „etwas zu Leide gethan? fragte ihn der Her„zog. — Nein, antwortete der Protestant: ich „habe keine andere Ursache euren Tod zu „suchen, als weil Ihr der årgste Feind mei„ner Religion seyd.“ — „Nun, widersetzte „der Herzog, wenn deine Religion dir ge„biethet, daß du mich ermorden sollst; so „gebieth mir die Meinige, daß ich dir ver„zeihe.“ Mit diesen großmůthigen Worten ließ ihn der Fůrst von sich.

Einer, der mit ungestůmem Getöse öfters seinen Nachbar beunruhigte, und deßhalben sich oft nur umsonst hatte bitten lassen, begehrte endlich auch von diesem eine Dienstgefälligkeit. — „Ja, antwortete der Nachbar, es ist billig, „daß ich Ihnen vor allen willfahre; denn „es steht geschrieben: man solle Gutes fůr

„das Böse erwiedern, und, thut Gutes „denen, die euch hassen, bey Matth. am 5. Kap. Hierauf gab er ihm das Beste, so er nur hatte.

Der Graf von Bouteville, nachmaliger Marschall von Luxenburg, drohte einem gemeinen Soldaten, ihn eines geringen Vergehens wegen zu schlagen. Dieser antwortete kaltsinnig, daß es ihn gewiß gereuen sollte, wenn er seine Drohung erfüllte. Vierzehn Tage darnach wurde die Stadt Fournes belagert, und Bouteville trug einem Offizier auf, ihm einen tapfern und unerschrockenen Mann zur Ausführung eines gewissen gefährlichen Unternehmens auszulesen, wobey er hundert Pistolen zur Belohnung aussetzte. Der Soldat, von dem wir geredet haben, der für den tapfersten beym Regimente gehalten wurde, both sich dazu an, weil er immer auf die Gelegenheit lauerte, sich an dem Grafen zu rächen. Er nahm dreyßig von seinen Kammeraden mit, die er sich selbst wählte, und führte das Unternehmen, welches eines der gefährlichsten war, mit unglaublichem Muthe und Glücke aus. Bouteville ließ ihm, da er zurücke kam, die hundert Pistolen auszahlen, nachdem er ihm vorher grosse Lobsprüche er-

theilt

theilt hatte. Der Soldat theilte das Geld augenblicklich an seine Kammeraden, indem er sagte: „er diene nicht für Geld; er verlangte, wenn „seine That einer Belohnung werth wäre, daß „man ihn zum Offizier machen sollte.“ Hierauf wandte er sich an den Grafen, und fragte: ob er ihn kennte. Da nun Bouteville mit Nein antwortete, fuhr der Soldat fort: „Ich „bin derjenige, dem Ihr vor vierzehn Tagen so übel begegnet habet. Ich habe es „Euch wohl gesagt, ich wollte machen, daß „Ihr es bereuen solltet.“ Der Graf, voll Verwunderung, und bis zu Thränen gerührt, umarmte ihn, bath um Vergebung, und machte ihn noch selbigen Tages zum Offizier, und zu seinem Adjutanten. — Hat jemals ein Untergebener an seinem Vorgesetzten sich besser, und schöner rächen können?

XCI §.

Von dem Rathe.

Die, welche um guten Rath bitten, hören oftmals nur auf das, was ihrem Eigensinne, ihrer Meynung und Neigung liebkoset. Mit solchen Leuten giebt man sich umsonst Mühe, denn sie sind eines guten Rathes ganz unfähig. „Fraget „in allen Dingen um Rath, und untersu„chet mit allem Ernste, welches der beste „sey, um ihm zu folgen,“ sagte Ludwig der XIV. in seiner letzten Krankheit zu dem jungen Prinzen, seinem Nachfolger.

So lange Nero dem Rathe seines Lehrers, des Seneca, gefolget, war er glücklich, und von allen Römern geliebt; denn Seneca war zu tugendhaft, als daß seine Rathschläge sich nach den Lastern seines Herrn bequemen sollten. — Und, wie hat endlich der junge Roboam Land und Leute samt dem halben Reiche verloren? als nur, weil er den klugen Rath der Alten verachtet; und jenem gefolget war, was seiner leichtsinnigen Jugend schmeichelte.

XCII §.

Vom Reden.

Wenn man das alles verschweigen kann, was man verschweigen soll, so wird man gar oft wenig zu reden haben. Wie geschieht es aber, daß die Leute gemeiniglich lieber reden, als schweigen? Ist vielleicht das Schweigen eine größere Kunst, als das Reden? — Gewiß, nicht die rauschenden Bäche, sondern die stillen Wäßer, die ohne grosses Getöse fortlaufen, nur diese sind insgemein die tiefesten.

Man soll niemals von sich selbst reden; denn man muß sich entweder loben, welches ein Hochmuth, oder tadeln, welches eine Niederträchtigkeit ist. Ein gleicher Fehler der Klugheit ist es, wenn man von denen redet, die zugegen sind; weil man schier allezeit Gefahr läuft, an eine der zwo Klippen zu stossen, der Schmeicheley nämlich, oder des Tadels. — Aber, was soll man denn endlich reden? — Christus, der göttliche Lehrmeister, hat es uns längst gesagt bey Matth. am 5. Kap. 37. v. wo es heißt: **Euer Reden soll seyn, Ja, oder Nein**; das ist: redlich und auf=

aufrichtig und ohne Umwege; was darüber ist, kömmt vom Bösen.

Ein Abgesandter, der es gewohnt war seine Rede durch Nebendinge lang zu machen, fieng vor Heinrich den IV. mit diesen Worten an: „Sire, als der große Scipio vor Kartha„go ankam. — — —“ Der König, der aus diesem Anfange sogleich einsah, wie lang und verdrüßlich die Rede seyn würde, und es dem Gesandten zu verstehen geben wollte, fiel ihm ins Wort, und sagte: „als der grosse Scipio „vor Karthago ankam, hatte er schon ge„speist, ich bin aber noch nüchtern.“

XCIII §.

Vom Reichthum.

Der Reiche muß demüthig, und der Arme muß geduldig seyn. Doch ist der Reichthum gemeiniglich gefährlicher, als die Armuth; weil jener zur Eitelkeit, zum Muthwillen, und zur Verachtung des Nächsten gefährliche Gelegenheit verschaffet.

Ein junger König in Persien sah einst einen Edelmann, der durch das Vergehen seiner Voreltern so kurz stund, daß er sich kaum standmäßig bekleiden konnte. Ohne ein Wort zu sagen, und ungebethner Weise ließ er ihm eine ansehnliche Summe auszahlen. Nach Verlauf einiger Zeit wurde dem Könige öfters vorgebracht, daß der arme Edelmann, den er bereichert hatte, nun tiefer in Sulden steckte, als es seine Voreltern jemals gewesen, und überdas auch sehr unordentlich und liederlich lebte. „Hier sehet ihr die Wirkung „des Reichthumes und meiner Gütigkeit, sagte „der König zu den Umstehenden: Der Ueberfluß „ist für diesen Menschen eine Quelle der Laster, „und eines neuen Elendes geworden; ich habe „ihn durch meine Wohlthaten nur schlimmer ge„macht." „Ja, antwortete dem König ein Weiser, der eben gegenwärtig war, "ja, nur „du hast die meiste Schuld daran; denn „du hast das der Armuth und dem Adel „gegeben, was du nur dem Fleiße und „dem Verdienste hättest geben sollen."

XCIV §.

Von der Religion.

Eine vollkommene Unterwerfung des Willens und des Verstandes, dieß ist das Opfer, welches die Religion von jedem insbesondere fodert, und zwar jenes des Verstandes zum ersten. Denn der Glaube, das ist, jene vollkommene Unterwerfung des Verstandes gegen die Offenbarungen Gottes, dieser ist der einzige und der erste Grund, ohne welchem, wie der Apostel **Paulus** zu den Hebr. am 11. sagt, **dem höchsten Gott nichts anders gefallen kann.** Ja eben die Unterwerfung des Verstandes ist das ächte Ziel und Ende, wegen dessen der Schöpfer uns den Verstand gegeben hat. — Wie ist es also möglich, daß man in Religionssachen ein **Witzling**, ein **Klügling**, ein Selbstrichter seyn kann, ohne eben darum aufzuhören vernünftig zu seyn, indem man so geradehin das Ziel und Ende miskennt, welches die gesunde Vernunft selbst von dem ächten Gebrauche unseres Verstandes uns vorzeiget? —

Die Eule und die scheußlichen Nachtvögel, alle diese sehen am hellen Tage nichts, weil sie

Nachtvögel sind; und sie sind überdas in ihrer thörichten Blindheit noch so unverschämt, daß sie die Schuld davon nicht sich, sondern selbst der Sonne, von der sie davon fliehen, beymessen wollen. Eben so ergeht es mit den nasenweisen Religionsklüglern. **Nur die Bosheit ihres verkehrten Herzens hat sie verblendet.** Sap. 2. Und dennoch halten sie fest darauf, es fehle nicht bey ihnen, sondern vielmehr bey der Religion selbsten, in der sie viele Schwierigkeiten entdecket zu haben glauben. Da entgegen ein demüthiges und reines Herz durch die Sonne der ewigen Wahrheit, wie das Aug des Adlers, immer nur gestärket, und erleuchtet wird, und eben in der Religion allezeit alles findet, was seinen Verstand befriedigen, alles, was die Wünsche seines rechtschaffenen Herzens ersättigen kann.

XCV §.

Von der Ruhmsucht.

Man muß rühmliche Dinge thun, ohne den Ruhm zu suchen, wenn man solchen verdienen will. Was wir immer Gutes haben, dieß ist nicht von uns. Wir haben es wie die Bettler, nur aus Gnade von der freygebigen Hand Gottes, und gemeiniglich nur darum, damit wir es zum Nutzen des Nächsten verwenden, und unter andere, wie die Almosengeber, ausspenden sollen. Jenes aber, was wir Gutes gethan zu haben glauben, dieß ist abermal nach dem ganzen Umfange der hohen Verdienste, die uns oft so sehr aufblasen, nur in so weit von uns, daß wir sagen können, wie Christus bey Luk. am 17. Kap. lehret: **Wenn ihr alles gethan habet, was ihr nur immer habet thun können, so saget: Wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren; wir sind unnütze Knechte.** — Wie unbillig, ja wie lächerlich ist es also, wenn der Ruhmsüchtige wegen Nichts, welches allein das Seinige ist, sich erhöhet, oder andere gering achtet? Wenn er von dem, was nicht sein, und nur von Gott ist, nicht für Gott, sondern für sich die Ehre suchet? —

Eben

Eben so machte es jener Balkentreter. Man lobte einen Organisten wegen eines vortrefflichen Vorspiels zum Te Deum laudamus. Der Balkentreter, der es hörte, glaubte, er müße sich zu erkennen geben, und sagte mit einer hohen Mine: „Meine Herren! ich bins; ich habe die „Balken dazu getreten.“ —

XCVI §.

Von der Sanftmuth.

Auch unter den Heyden hat man herrliche Beyspiele der Sanftmuth gesehen. Doch, man muß ein Christ seyn, wenn man allezeit, und in allen Umständen, will santmüthig seyn können; und man muß gesagter maßen sanftmüthig seyn, eben darum, weil man ein Christ ist. Lernet von mir, weil ich sanftmüthig bin; sagt uns der göttliche Erlöser bey Matth. am 11. Kap. Und wir haben nichts gelernet, als lang wir benanntlich die Tugend der Sanftmuth von ihm nicht gelernet haben. Ohne diese sind wir in der Schule Christi schier wie die Kinder, die nach vielen Jahren auch sogar das A, B, C noch nicht kennen.

Der

Der sanftmüthige Christ hält sich also an das Beyspiel, und an die Worte Christi. Stäts erinnert er sich jener trostvollen Lehre des Heilandes bey Luk. am 21. Kap. wo es heißt: daß **auch das geringste Haar von unserm Kopfe nicht wegfallen werde, ohne Wissen des himmlischen Vaters**: und er ist eben darum auch in den verdrüßlichsten Umständen allezeit sich selbst gleich; auch in kleinen Vorfällen ist er allezeit groß.

Als **Epiktet** noch ein Sklav des **Epaphroditus** war, fiel es diesem barbarischen Manne eines Tages ein, ihn zum Spaß um die Beine herum zu schlagen. **Epiktet**, der ihn seine Freude daran haben sah, litt es geduldig, und da es sein Herr immer ärger machte, sagte er endlich: „**Du „wirst, wenn du so fortfährst, mir gewiß „ein Bein entzwey schlagen.**" Da nun dieses wirklich geschah, sagte er weiter nichts, als: „**Habe ich es dir nicht gesagt, daß du mir ein „Bein entzwey schlagen würdest?**" — **Celsus**, ein Heyd, der dieses Beyspiel des **Epiktetus** als ein Muster der Geduld und Sanftmuth den Christen vorwarf, fragte dabey, ob auch **Jesus Christus** etwas so vortreffliches bey seinem

nem Tode gethan habe; uud der heil. Augustin antwortet: Ja, denn Christus hat vollkommen geschwiegen; er, der doch mit weit grösserer Weisheit, Nachdruck und Kraft zu seinem Ruhme allezeit hätte reden, sich retten, und nach Belieben rächen können.

Ein Kavalier wurde einst von einer unbekannten Hand etwelchemal mit einer Schneeballe geworfen, da er zur Winterszeit eben in einer prächtigen Galla gekleidet über die Gasse gieng. Voll des Unmuths fragte er, wer der Frevler wäre, um so eine Unbild aufs schärfeste zu rächen. Aber die Bedienten bedeuteten ihm: daß es der Fürst selbst sey, welcher auch wirklich an dem Fenster des Palastes ihm hierüber freundlich entgegen lachte. — Sogleich verlor sich die zörnende Mine des Kavaliers; er machte die tiefsten Verbeugungen, und achtete es sich für eine besondere Gnade, daß sein Fürst auf eine so gnädige Weise mit ihm zu scherzen ein Belieben trüge. — Machen wirs in widrigen Umständen auch so? verhalten wir uns damals gegen Gott, unsern Herrn und Fürsten auch so? Denn, was soll ich sagen, oder was wird er mir antworten, weil nur er, nämlich Gott selbst, dieses und jenes ꝛc. gethan

than hat? fragte sich selbst in widrigen Zufällen der Prophet Isaias am 37. Kap.

Philipp der II., König in Spanien, hatte an einem sehr wichtigen Briefe bis Mitternachts gearbeitet, den er letztlich einem seiner Edelleute gab, den Streuesand darauf zu schütten. Der Edelmann, welcher schon sehr schläfrig war, ergriff in Eile statt des Sandes das Dintenfaß, welches er ganz über den Brief abschüttete. Er fiel sogleich, voll des Kümmernisses, seinem Könige zu Füßen, und bath um Gnade. Der König sagte: „Gebt „mir ein anders Blatt, damit ich den „Brief noch einmal schreibe.“ Und dieß sagte dieser große Monarch ohne einigem Zeichen der Ungeduld. — Wer sich selbst so zu bezwingen weis, der ist es in Wahrheit würdig, auch über andere zu herrschen.

XCVII

XCVII §.

Von der Sauberkeit.

Nur ungeschliffene Leute sind es, welche in gewissen Dingen wenig oder gar keine Sorge tragen, ob sie durch ihre unsaubere Freyheiten und Nachlässigkeiten denen, die mit ihnen leben müssen, Misfallen, oder Eckel verursachen, und so zur Last sind. Sie würden auf andere, auch auf die Geringsten, mehrere Rücksicht nehmen, wenn sie zu leben wüßten, wenn sie besser erzogen wären. Sie gewinnen aber dadurch nichts, als Schand und Verachtung, die man ihnen anfangs in der Stille, und endlich auch öffentlich, überall an den Hals wirft.

Sogar die Hauskatze scheint geschämig zu seyn; man wird sie kaum jemals auf einer, auch nur geringen, Unsauberkeit betreten können. Gott hat nämlich einigen Thieren solche natürliche Triebe eingepflanzet, damit auch diese Vernunftlosen für gewisse unartige oder unsaubere Leute zur Lehre, und zur Beschämung seyn sollten.

XCVIII §.

Vom Scherzen.

Scherze selten, und nur mit größter Bescheidenheit. Es gehört gar zu viel dazu, um einen artigen Scherz vorzubringen, und Niemanden dadurch zu beleidigen. Jenen aber, welche ein Handwerk daraus machen, immer lustige Schwänke herzusagen, denen geht es, wie den Kommödianten; sie gewinnen nicht selten einen Beyfall, niemals aber eine Hochachtung.

Ein Professor der Rhetorik las seinen Schülern die Leichenrede des Marschalls Turenne vom Flechier vor. Einer, den die Schönheiten dieser Rede gerühret hatten, sagte zu seinem Mitschüler: „Wann wirst du eine solche Rede machen „können?“ — „Wann du ein grosser Turenne seyn wirst,“ antwortete der andere.

Ein Klügling fieng in einer Gesellschaft von der Seelenwanderung sehr unbescheiden zu sprechen an. Er meynte einen gar witzigen Scherz vorzubringen, indem er sagte: er erinnerte sich wirklich

das

das goldene Kalb gewesen zu seyn. Worauf eine kluge Dame antwortete: „Ihr habt nichts „verloren, mein Herr! als nur die Ver„goldung.“

XCIX §.

Von der Schmeicheley.

Unter den wilden Thieren ist der Tyrann, und unter den Zahmen der Schmeichler am meisten zu fürchten, sagte Bias, einer von den sieben Weisen Griechenlandes. Es sind aber die Schmeicheleyen überdas allezeit schimpflich, jenem sowohl, dem sie gemacht werden, als dem, welcher sie machet. „Ich will dich lieber „durch die Wahrheit beleidigen, als dir „durch Schmeicheley gefallen,“ sagte Seneca: der den lasterhaften Neigungen seines Kaisers zu schmeicheln oftmals ganz unfähig zu seyn schien.

Als der berühmte Athenienser Aristides bey einer Streitsache den Vorsitz hatte, und eine der streitenden Parteyen ihn dadurch einzunehmen dachte, daß sie sagte: die Gegenpartey

habe

habe sich allezeit den Absichten des Aristides widersetzt, gab er zur Antwort: „Ey, mein Freund!
„sage mir blos, was sie dir Leyds gethan
„hat; denn es ist deine Sache, und nicht
„die Meinige, in der ich richten will."

Monseigneur! sprach ein schmeichelnder Ohrenblaser zu Ludwigen von Bourbon, dem Schwager Karl V. „Hier will ich Ihnen einen Aufsatz geben, aus welchem Sie die vielen Fehler derjenigen einsehen werden, denen Sie sich bisher noch allezeit zu gnädig bewiesen haben. — „Habt Ihr auch die Dien-
„ste aufgeschrieben, welche mir eben diese
„Personen vormals geleistet haben?" gab der großmüthige Prinz sehr weislich zur Antwort.

C §.

Von der
Seele des Menschen.

Meines Erachtens würde sich ein junger Mensch seinem Leibe zu lieb niemals so leicht bis zu einem Laster, bis zur Niederträchtigkeit oder

Eitelkeit herablassen wollen, wenn er nur sich selbst besser kennete; nämlich den unbeschreiblichen Werth, die Vortrefflichkeit, und den höchsten Adel seiner unsterblichen Seele, welche Gott, als den Erben seines Reiches, bis auf seinen eignen Thron zu erhöhen sich gewürdiget hat.

„Lerne dich kennen, ruft der heil. Au„gustin, lerne dich besser schätzen, o un„sterbliche Seele! dein Werth gilt so viel, „daß Gott selbst für dich sich zum Preise „giebt.“ — Wenn aber, sagt der göttliche Geist Kant. 1. v. 7. wenn du dich selbst nicht erkennest, o du Allerschönste! so gehe hin, und weyde deine Böcke, nämlich, deine viehischen Begierden.

Man bezeigte dem jungen Alexander einige Verwunderung, daß er nie, wie sein Vater Philipp, um den Preis in den olympischen Spielen gekämpfet habe. Alexander antwortete: „Man „stelle mir Könige entgegen, so will ich „kämpfen.“ — Alexander achtete alles übrige seiner unwürdig. Doch, er wußte keine größere Hoheit, als nur die königliche, sonst würde er

sich

sich nach jener weit mehr, als nach der königlichen, gesehnet haben, oder aber er würde eben darum der große Alexander genannt zu werden niemals verdienet haben.

CI §.

Von der Sittsamkeit.

Das Verdienst ohne Sittsamkeit ist allezeit, und besonders bey jungen Leuten, ganz unerträglich. Wer aber Verdienst und Sittsamkeit zugleich hat, der bringt gemeiniglich sich so viele Gönner zuwegen, als er Zuschauer hat. Nichts ist liebenswürdiger, als die wahre, und ungezwungene Sittsamkeit, welche nur aus den Regeln der Klugheit und der Religion muß hergeleitet werden. Wer dergestalten sittsam ist, der ist es sowohl, wenn er bey sich allein, als wenn er in Gesellschaft ist; und er erröthet sowohl in seinem Kabinet, als wenn aller Welt Augen auf ihn gerichtet wären. Eben diese Sittsamkeit hat neben ihrer reizvollen Anmuth auch dieses an sich, daß sie die Tugend nicht nur zieret, sondern auch herzhaft vertheidiget, indem sie der Seele so eine lebhafte und zärtliche Empfindung einflößt, daß diese von aller

Gefahr, und von allem, was nur immer der Tugend gefährlich zu seyn scheint, sich großmüthig zu entfernen weis.

„Man muß nicht nur unschuldig, son„dern auch, so viel möglich, außer allem „Verdacht seyn," sagte Julius Cäsar, da er gegen den Klodius seine Klage anzubringen vor Gericht erscheinen sollte.

CII §.

Von Sonderlingen.

Wenn die meisten Böses thun, so muß man ein Sonderling seyn, oder man muß aufhören ein ehrlicher Mann zu seyn. Das ist, man muß in solchem Falle nicht thun wie andere, wenn schon auch alle andere Böses thun. Die Grundsätze der wahren Religion, und der ächten Tugend sind in Rücksicht auf unser Gewissen jedesmal, und an jedem Orte, und allezeit, die nämlichen; sie sind nicht, wie die Kleider, veränderlich. Wer also, einem Menschen zugefallen, von diesem abweicht, der richt sich zwar nach der Welt, aber nur nach der gottlosen: Er lebt wie andere, aber nicht, wie

man leben soll; nicht wie Leute, die ehrlich denken. Kurz zu sagen, er ist ein sklavischer Heuchler, der keine Achtung verdienet, weil er selbst nur auf verächtliche Leute, nicht aber auf seine Pflicht, nicht auf sein Gewissen sieht.

Auch in gleichgültigen Sachen handelte der patriotische Kato zuweilen wider die Meynungen, und Gewöhnheiten seiner Mitbürger; nur damit er von den Urtheilen der Menschen unabhängig zu seyn lernete, wo es seine Pflicht also erheischen würde. Da er sah, daß man den Purpur sehr hell und brennend trug, wählte er ihn dunkel und matt. Nach dem Tische gieng er öfters mit blossen Füßen, und nur im Leibrocke aus. Aber auch schon in seiner ersten Jugend verrieth Kato diesen festhaltenden Charakter, den er sein ganzes Leben hindurch zeigte. Drusus, sein Onkel, war Tribun des Volkes, und Pompedius, einer von den Häuptern der Bundesgenossen, ließ sich einfallen, den jungen Kato im Scherze um eine Empfehlung bey seinem Onkel zu bitten. Kato schwieg nicht nur stille, sondern er bezeigte auch durch eine verdrüßliche Mine, daß er von dem, was man ihn bäthe, nichts zu thun Lust hätte. Pompe-

dius drang weiter mit der Sache; und um selbe aufs äußerste zu treiben, faßte er den noch kleinen Kato beym Leibe, trug ihn ans Fenster, hielt ihn außerhalb demselben in der Luft schwebend, und drohte, ihn fallen zu lassen, wenn er ihm seinen Willen nicht thäte. Aber, die Furcht richtete eben so wenig aus, als das Bitten, und Pompedius, da er den Knaben wieder in das Zimmer niedersetzte, rief auf: „Was für „ein Glück für uns Allirten, daß dieser „Knab noch ein Kind ist! denn hätte er „das männliche Alter, so bekämen wir „gewiß zu unserm Vorhaben auch nicht „eine Stimme.“

CIII §.

Von der Sparsamkeit.

Sey sparsam, aber nicht wie jene, die nur alsdann sparen wollen, wenn sie ihre Schulden abführen, oder einem Nothleidenden helfen sollen; und dieß ist allemal die Wirkung des Geizes, oder der Ungerechtigkeit. Nein, was man dem Dürftigen versaget, ist keine Sparsamkeit, und was man diesem gutmeynend mittheilet, ist keine Verschwendung, so, wie es keine ist, wenn man den

Getreid=

Getreidsaamen mit voller Hand auf den befruchtenden Acker hinstreuet, weil alles mit hundertfachem Gewinn einst wieder aufkeimen wird. — Sey sparsam, aber nur gegen dich selbst. — Dieß ist die ächte und fruchtbare Weise zu sparen, wenn man für die Hoffart, für den wollüstigen Schlund, und für die Eitelkeit keinen Aufwand machet. So, und nicht anders, kann man gut haushalten, den Segen Gottes gewinnen, das Vemögen mehren, und sich ein wahres Ansehen machen.

Thomas Cromwell, der unter der Regierung **Heinrich** VIII. eine ansehnliche Figur am englischen Hofe gespielet, war eines Schmidts Sohn, und kam anfänglich in sehr elenden Umständen nach **Florenz**, wo er weder Unterhalt, noch Freunde, noch Geld, noch Kleidung hatte. Ein reicher und angesehener Kaufmann allda, Namens **Frescobaldi**, welcher eines Tages dem **Cromwell** von ungefähr begegnete, wurde vom Mitleiden gegen das Unglück dieses Fremden, und von einer edeln Achtung gegen das Talent desselben so sehr eingenommen, daß er ihn nicht nur mit Kleidung versah, sondern ihm auch ein Pferd, und sechzehn Dukaten schenkte, um seine Ausgaben

bis

bis in sein Vaterland zu bestreiten. Frescobaldi gerieth nach der Zeit selbst in Armuth, kam nach England herüber, wohin er vormals einen ansehnlichen Handel trieb, und eine Summe von tausend und fünfhundert Dukaten bey verschiedenen Personen zu fodern hatte. Cromwell, der sich indessen bis zur Würde eines Lords erschwungen hatte, entdeckte seinen vormaligen Gutthäter, stund ihm in Eintreibung seiner Schulden trefflich bey, und bezahlte ihm nicht allein die erwähnten sechzehn Dukaten wieder, sondern gab ihm noch sechzehn hundert dazu, um seinen Verlurst mit Gewinn zu ersetzen.

Man liest von Heinrich dem IV. in Frankreich, daß er sich eine ziemliche Zeit nur mit einer einzigen Kutsche beholfen habe, deren sich auch seine Frau bediente. Es soll noch ein Brief vorhanden seyn, in welchem er dem krankliegenden Herzoge von Sülly schreibt: „Ich war Willens „euch zu besuchen, aber ich werde nicht „können, weil meine Frau sich meiner Kut„sche bedient.“ — Wohl ein schönes Beyspiel, auch nur darum, weil es so selten ist! Ja! ist nicht bisher noch allzeit eben nur die unmäßige

Pracht von dem traurigen Uebergange der Familien, und ganzer Staaten die meiste, wo nicht die einzige wahre, Ursache gewesen? —

CIV §.

Vom Spielen.

Ein bescheidenes Spiel, jenes nämlich, dem man Maaß und Zeit schon vorhinein bestimmt, ist ohne Tadel. Anders spielen ist allezeit sehr gefährlich. Es ist leichter gar nicht spielen, als im Spiele sich mäßigen können, oder jenen es wieder versagen, mit denen man sich auch nur einmal eingelassen hat. Der Appetit kömmt, indem man ißt. Man waget es immer noch einmal; aber so oft und so lange, bis endlich ein unglückvoller Schritt geschieht, den man nachmals allezeit, aber gemeiniglich nur zu spät, bereuet.

Kasimir der II. König in Pohlen spielte öfters mit einem seiner Edelleute, welcher eines Tages wirklich alles sein Geld verlor. Der Edelmann vergaß vor Unmuth seine Pflichten, und weil er sich am Glücke selbst nicht rächen

konnte, vergriff er sich an dem Günstlinge desselben. Er fieng zu streiten an, und in der Zornhitze gab er sogar dem Könige, seinem Herrn, eine Ohrfeige. Er wurde verurtheilt, den Kopf zu verlieren; aber der großmüthige König widerrief das Urtheil, und sprach solches selbst wider sich, indem er sagte: Ich erkläre mich in dieser Sache allein für strafbar; denn ich muß durch mein Beyspiel eine schädliche Gewohnheit nicht unterstützen, welche bey dem Adel ohnehin so sehr eingewurzelt ist, und dessen gänzlichen Untergang nach sich ziehen könnte.

CV §.

Von Spöttereyen.

Ein Spötter, der sich auf Kosten anderer gern lustig machet, hat zu wenig Autorität dazu, wenn er nicht zugleich eine Obrigkeit ist; und wenn er dieß wirklich ist, so hat er dessen zu viel. Schier allezeit läuft er Gefahr; und überall scheuet man sein spöttisches Genie, obschon man über seine Einfälle zuweilen auch lachet.

Ein Jüngling von achtzehn Jahren, der über einen Mann lachte, dessen äußerliches Ansehen ihm gar nicht alt zu seyn schien, glaubte sehr witzig zu spotten, indem er ihn fragte, wie alt er wäre. — „Ich werde euch dieses so ge„radehin nicht sagen," erwiederte dieser: „aber ihr könnet glauben, daß ein Esel „von achtzehn Jahren älter ist, als ein „Mensch von vierzig."

CVI §.

Vom Tadel.

Unglücklich sind die, welche gern tadeln, und von Sachen urtheilen, von denen sie doch wissen, daß sie selbe im Grunde nicht verstehen. Diese Leute würden mit ihren Aussprüchen nicht so dreiste herausgehen, wenn sie bedenketen, daß sie eben dieses Fehlers wegen am meisten selbst zu tadeln sind; und daß man sich anderer Orten gleicher Freyheit auch gegen sie bedienen werde. Ihr ganzes, nur von einfältigen Leuten durch ihre Tadelsucht erschnapptes Ansehen endet sich sodann mit einer desto größern Schande, fast eben so, wie die garstigen Schweife der abenteuerlichen Meersirenen.

Als

Als einst ein Schuster an den Schuhen eines Gemäldes etwas tadelte, verbesserte Apelles den daran vermerkten Fehler. Der Schuster, der auf seine Anmerkung, da er die Schuhe verbessert sah, stolz war, fieng auch an das Bein zu tadeln. Worauf der Maler ihm die bekannte Antwort gab, die zum Sprichworte geworden ist: Ne Sutor ultra crepidam. **Schuster! bleib bey deinem Leiste.**

Ein Schneider Heinrich des IV. hatte ein kleines Werkchen von Verbesserung des Staates aufgesetzt, welches er auch dem Könige, seinem Herrn, übergab. Der König nahm es lächelnd an, sah ein paar Seiten davon durch, und sagte sodann zu einem seiner Kammerdiener: „**Rufet mir doch „geschwind meinen Kanzler her, er soll „mir das Maaß zu einem Kleide neh„men; denn mein Schneider schreibt von „Verbesserung des Staates.**" — Welch eine schöne Lehre für jeden, der sich über Gegenstände waget, die er doch nie studiret, nie geübet, und eben darum im Grunde niemals eingesehen hat! so einem Witzlinge sollte man eben jenes auf den Aermel schreiben: —— **Bleib bey deinem Leiste.**

CVII §.

Vom Tode.

So sehr der Leib von der Seele verschieden ist, eben so groß ist der Unterschied zwischen dem Tode des Menschen, und dem Tode des Thieres. Dieses stirbt ganz dahin. Der Mensch aber lebt immer, auch nach seinem Tode, weil seine Seele ein unsterblicher Geist ist. — Es liegt viel daran, daß junge Leute bey Zeit sich hievon einen gesunden Begriff machen, damit sie den zeitlichen Tod nicht zu sehr fürchten, zugleich aber für ihr ewiges Leben auch schon in der Jugend zu sorgen niemals verabsäumen. Auch junge Leute nimmt der Schöpfer oft durch einen frühzeitigen Tod zu sich, und er will zuweilen schon in der Blüthe ihrer Jahre, so wie von dem frommen Isaak, auch von ihnen dieß Opfer haben.

Der Tod ist eine Strafe der Sünde. Kein Wunder ist es also, daß er so häßlich ist. Doch, der Tod zerstört nur das Haus, nicht den Einwohner, wie der heilige Augustin saget. Nur den Leib zerstöret der Tod, und zwar nur bis

auf

auf eine kurzer Zeit, die Gott bestimmet hat, wo dann diese Hülle aus ihrem Staube wieder aufleben und emporsteigen wird, so wie die Lilien im Frühlinge wieder empor wachsen. — Der Tod zernichtet die Seele nicht, er fodert sie nur von dem Leibe; und da dieser in sein Grab geht, so steigt zugleich die Seele aus dem Ihrigen, aus dem Leibe nämlich, in welchem sie, so zu reden, begraben war, zu einem bessern, zum ewigen Leben hervor. —

Welch ein süßer Trost für uns Sterbliche! aber nur für den Gerechten, nur für den Tugendhaften, nur für den wahren Christen, dem das Sterben niemals weder zu schmerzlich, noch zu fürchterlich wird, sondern sogar zur Freude, zum Trost und zur Ehre geworden ist, seitdem der Mensch-gewordene Gott, um die Seinen durch sein Beyspiel anzumuntern, und sie seiner trostvollen Verheißungen vollkommen zu versichern, selbst für den Menschen gestorben ist.

Der grosse Weltapostel Paulus wünschte sich zu sterben, und zwar bald zu sterben, nur damit er Christum, seinen Erlöser, bald sehen könnte Philipp. 1. — Eben dieß war

der

der Wunsch des heiligen Kirchenlehrers Hieronymus, da er mit den Worten aus den hohen Liedern den Tod, den sonst so schrecklichen Tod, seine liebe Schwester nannte. Komm, o meine Schwester! sagte er: Komm, o meine Braut! komm und zeige mir jenen, nach welchem meine Seele sich sehnet. Zeige mir den Ort, wo mein Gott sich aufhält; den Ort, wo Christus, mein Geliebter, wohnet. — Ich will nicht länger hier auf der Erde bleiben. Ich will heim; ich will nach Hause, vom Elende ins Vaterland; so seufzte mit einer christlichen Heldentugend auf ihrem Sterbebette Maria von Oegnies, eine heilige Wittwe.

Ein heydnischer Landvogt in Paraquarien hatte acht Nebenweiber, die er alle zu verlassen des Schlusses war, um nach Anweisung des christlichen Gesetzes nur mit einer allein sich rechtmäßig zu verehlichen. „Ich liebe sie alle inniglich, „aber noch mehr liebe ich Jesum Christum, und sein heiliges Gesetz, sagte dieser Heyd, da er mit seinen Weibern in die Kirche der Christen kam. Er wurde demnach, als einer der vornehmsten unter dem Volke, mit aller Feyer-

lichkeit

lichkeit getauft, aber auch bald darauf sehr gefährlich krank, als hätte die Güte Gottes eben diesen Zeitpunkt erwarten wollen, um ihn zu sich in den Himmel abfodern zu können. Weil nun ein gleiches bey den Neugetauften in diesen Ländern sich öfters ereignet, und die Heyden deshalben die christliche Taufe, als wäre diese eine Beförderung des Todes, zu scheuen pflegen, so bezeigte der Mißionarius dem Landvogt über die gegenwärtige Todesgefahr sein größtes Leid. Worauf dieser antwortete: **Pater! wenn ich „noch ein Heyd wäre, so hätte man wohl „Ursache meinen Tod zu beweinen. Da ich „aber itzt als ein Christ sterbe, so muß „man mir hiezu vielmehr Glück wünschen; „weil ich als ein Erb des Himmels von „dieser Welt in einen bessern Ort abgehe, „und nicht so fast sterbe, sondern ewig zu „leben anfange.**

Leonard Kimura, ein Geistlicher aus der Gesellschaft Jesu, wurde des christlichen Glaubens wegen im Jahre 1619 zu **Nangasachi**, in seinem Vaterlande, mit langsamen Feuer gebraten. Nachdem er in dieser schrecklichen Pein mit schier unglaublicher Beständigkeit, und mit allgemeiner

meiner Erstaunung des Volkes lange ausgehalten, nahm er endlich die glühenden Kohlen, als eine kostbare Gabe Gottes, in seine Hände; legte solche zum Zeichen der Ehrerbiethigkeit auf sein Haupt, und singend lud er alle Völker ein, mit ihm den Urheber des Lebens zu loben. So starb er. — Dieß wohl: dieß heißt sterben wie ein Held!

CVIII §.

Vom Troste.

Nicht grosse Güter, oder hohes Ansehen, derer man keines aus dieser Welt mitnehmen kann; nicht die Stärke und Gesundheit des Leibes, welcher gar bald in ein schwaches Gebäude zerfällt; nicht die vielen Freunde, die uns zur Zeit des Todes, und oft noch eher, verlassen: kurz zu sagen, nichts anders kann für den Weisen der wahre Grund des Trostes seyn, als nur das Vergnügen über eine gute That. Diese Gattung des Trostes kann uns niemand rauben, und die Ehre davon machet uns in dem Andenken der Menschen unsterblich; denn diese lebet noch hier auf Erde, auch nach unserm Tode, da wir als gute Chri-

sten die ewig glückseligen Früchte davon mit Christo schon im Himmel genießen.

Der undankbare Nero, der des Seneca, seines Lehrmeisters, gern los seyn wollte, verwickelte diesen tugendhaften Mann in die Verschwörung des Piso, und verurtheilte ihn, so wie die andern, zum Tode. Seneca hörte sein Todesurtheil an, ohne die geringste Unruhe an sich blicken zu lassen; und, weil man ihm sogar den Trost, sein Testament zu machen, nicht gestatten wollte, sagte Seneca zu den Seinigen: „Wohlan! so überlasse ich euch das einzi„ge, aber zugleich das kostbarste, das „Bild meines untadelhaften Lebens, wor„auf ich allezeit beflissen war. Dieß allein „wird für mich, und für euch allezeit der „vollkommenste Trost seyn.“ —

CIX §.

Von der Tugend.

Gebet dem Menschen alles, nur die Tugend nicht, und ihr werdet nichts zu seinem Glücke gethan haben, sagte Plato: das Haupt der akademischen Sekte. — Gewiß! auch die schönsten Gaben und die größten Talente sind ohne die Tugend gemeiniglich das schädlichste Gift; sie sind wie die Waffen in der Hand eines Rasenden, womit dieser auch den Unschuldigsten, so wie sich selbst, ermordet. — Umsonst also hoffen junge Leute ihr Glück zu machen, wenn sie solches anders, als durch die Tugend, suchen; und zwar durch eine wahre, nicht durch eine gekünstelte, nur politische Scheintugend, welche ihnen bey der klugen Welt nicht besser Ehre machet, als der leere Beutel ohne Geld. — Die ganze Weisheit besteht in der Ausübung der Tugend, sagte der griechische Philosoph Antisthenes: und wir Christen haben davon die untrügliche Versicherung aus dem Evangelium.

Als eines Tages in Gegenwart des Agesilaus mit prächtigen Ausdrücken von dem grossen Könige geredet wurde, ein Titel, welchen die persischen Monarchen sich geben ließen, sprach Agesilaus: Ich begreife nicht, wie er grösser ist, als ich, wenn er nicht tugendhafter ist.

Man fragte einen Jüngling, was er endlich durch so viele Jahre in der öffentlichen Schule gelernet habe. Er antwortete: „Tugendhaft „zu seyn." Und in wem besteht diese Tugend, fragte man weiters: „In diesem, erwiederte der weise Knab, "daß ich eine Freude habe, wenn „ich Leute sehe, die noch tugendhafter, und „auch glücklicher sind, als ich." — So eine kluge Antwort war zugleich ein nicht geringer Beweis.

CX §.

Von der Verleumdung.

Es ist leichter der Versuchung, als der Verleumdung, zu entgehen; und nur der Tugendhafte ist gemeiniglich der Gegenstand der Verleumdung, weil er sich gegen das Laster öffentlich erkläret, und den Gottlosen das Sündenhandwerk niederleget, oder dessen Partey anzunehmen standhaft sich weigert. Die Verleumdung von dem Gottlosen ist demnach ein sicherer Beweisthum von der guten Aufführung des Tugendhaften, und diese gute Aufführung ist auch die beßte Widerlegung aller Verleumdung.

Dreyßig Jahre hielt sich Jesus, der Welterlöser, als eine **Privatperson** in der Stille; und dreyßig ganzer Jahre redete jeder, der ihn nur kannte, alles Gutes von ihm. Kaum aber fieng er sein Predigtamt, und das Geschäft unsers Heiles an, sogleich war die Welt wider seine Unschuld mit Verleumdungen voll. — Die **Welt kann euch nicht hassen**, sagte der Heiland zu seinen Jüngern, bevor er sie zu predigen ausgesandt,

mich aber hasset die Welt, weil ich wider sie Zeugniß gebe, daß ihre Werke böse sind. Joh. am 7. Kap.

CXI §.

Vom Ungefähr.

Es sind sehr viele Dinge, die sich oft und täglich mit uns ereignen; Dinge, die zwar dem Ansehen nach sehr gering scheinen, die doch indessen nicht anders, als nur aus besonderer Anordnung, und aus Verhängniß Gottes, geschehen, als ohne welchen gar nichts, auch nicht das Geringste, geschehen kann. Luk. 12. Dergleichen Dinge geradehin, und überhaupt nur einem natürlichen Vorfalle, oder gar einem blinden Ungefähr zuschreiben wollen, dieß deucht mich eben so viel, als auf gut atheistisch sagen: daß kein Gott im Himmel sey, dessen Vorsicht uns, und diese unsere Welt, regieret. Allein, nur solche Leute reden in diesem Tone, bey denen das Licht des Glaubens zum Theil, oder auch gänzlich, schon erloschen ist: Leute, die, wenn sie in den Zeiten Christi gelebet hätten, mit gleichem Scheingrunde sogar

die

die Wunder Christi aus pur natürlichen Ursachen hergeleitet, und ausgeklügelt hätten: Leute, die fast alles, so, wie die Thiere, nur mit fleischlichen Sinnen anschauen, und eben darum schier mehr Vieh als Mensch sind.

Der Gerechte entgegen sieht alles mit einem bessern Auge an, nur mit dem Auge eines lebhaften Glaubens. Er nimmt sein Schicksal nicht von dem blinden Ungefähr, sondern allezeit nur von der Hand Gottes her; weil er wohl weis, daß ohne diese weder etwas Grosses, noch etwas Kleines geschehen mag. Er weis, daß die Wahrheit nicht lüget, welche saget: **daß ohne Wissen und Willen des himmlischen Vaters auch kein Haar von unserm Kopfe fallen werde;** Luk. 21. Und daß dessen väterliche Vorsicht jedem Dinge seinen Anfang sowohl als sein Ende bestimmet, indem sie alles, gar alles, auch das Geringste, allezeit **liebreichest anordnet.** Sap. 8. 1. — **Nein, es ist kein Uebel in der ganzen Stadt, gar keines ist es, welches nicht von dem Herrn gekommen,** saget Gott selbst durch den Propheten *): und er saget es nur darum,

*) Amos 3.

um, damit wir Busse thun, und er uns wieder aufhelfen könne. — Dieß sind die Gesinnungen des Gerechten über das Schicksal dieser Erde; und alles dieses ist ihm weit gewisser wahr, als wahr ist, daß es bey hellscheinender Sonne Tag ist.

Die Könige in Judenland, **Roboam** *), **Asia** **), und **Joram** ***), wurden von ihren Feinden öfters mit Krieg überzogen, und ausgeraubet. Während der Regierung des Achab wurde das ganze Land Israel, nebst einer anhaltenden Trockne, mit einer schweren Hungersnoth geplaget ****). Und wer sollte es läugnen, daß diese Dinge aus ganz natürlichen Ursachen geschehen sind? Gewiß, die Witzlinge unsrer Tage würden darüber nur gelachet haben, wenn man ihnen hieraus eine besondere Anordnung, oder eine Strafe von Gott, hätte vorpredigen wollen. — Doch es war eben nicht anders. Alle diese so natürliche Zufälle waren die Strafen, womit Gott, wie er es selbst bezeuget, die Sünde des Volkes, der Könige, und ihrer Väter wollte gezüchtiget wissen.

Die

*) 2. Paralip. 12. **) 2. Paral. 16.

) 2. Paral. 21. *) 3. Reg. 18.

Die treulosen Söhne Jakobs bekannten es endlich *), daß alles ihr Unheil nur eine Strafe jener Sünde sey, die sie an ihrem unschuldigen Bruder Joseph, schon vor vielen Jahren, verübet hatten. Und selbst die abgöttischen Philistäer gaben Gott die Ehre, und sie gestunden **) es öffentlich, daß die Unglücke ihres Volkes nicht von einem Ungefähr, sondern nur wegen der Arche Israels von der rächenden Hand Gottes herkämen. — Wie? wäre es nicht eine grosse Schande, wenn unter uns Christen einige sogar von Juden und Heyden die Furcht Gottes noch lernen müßten? — **Wenn des Menschen Sohn wieder kommen sollte, würden wohl seine Wunder, würden seine Drohworte auch itzt einen Glauben finden?** ***) Doch, **die Menschenkinder haben die Bücher des Moses, sie haben die Propheten; diese sollen sie anhören, sagt Gott** ****): Und diese werden es ihnen bezeugen, daß nicht ein blindes Ungefähr, sondern, **daß nur die Hand des Herrn dieses und jenes gethan, und über sie verhenget hat,** wie bey Amos am 3. Kap. zu lesen.

CXII

---

*) Gen. 42. **) 1. Reg. 5. & 6.
) Luc. 18. *) Luc. 16.

CXII §.

Von den Vorgesetzten.

Nichts ist mächtiger, als das Beyspiel der Vorgesetzten, besonders der Grossen. Was diese thun, und, was sie nicht thun, dieß ist gemeiniglich die Richtschnur, nach welcher die Untergebenen ihre Gesinnungen und Handlungen zu lenken pflegen; und dieß zwar in allen Stücken, und in allen Ständen von der Hütte des Bauers bis in das Innerste des königlichen Palastes.

Noushirvan, ein König in Persien, den sein Volk seiner Tugend wegen den Gerechten nannte, war einst auf der Jagd, und wollte sich von dem erlegten Wildprette eine Mahlzeit zurichten lassen. Da es am Salze fehlte, schickte der König nach dem benachbarten Dorfe, befahl aber zugleich bey hoher Strafe, es nicht ohne Bezahlung zu nehmen. „Nun, was würde es auch für „eine Sache seyn, sagte einer von den Hofleuten: „wenn man ein bischen Salz nicht bezahlte? — Noushirvan gab darauf zur Antwort: „Wenn der Regent aus dem Garten „seines Unterthanen heut einen Apfel

nimmt,

„nimmt, so werden die Hofleute morgen „gewiß den ganzen Baum ableeren.“

Karl der XII., König in Schweden, sah einst einen misvergnügten Soldaten, der ein Stück schwarzes, und verschimmeltes Brod, aus Gerste und Haber gebacken, in Händen trug, welches damals die ganze Speise seiner Truppen war, und woran es ihnen auch öfters fehlte. Der König nahm das Brod, aß es ganz auf, und sagte sodann kaltsinnig zu dem Soldaten: „Es ist eben „nicht gut, aber es läßt sich essen.“ Durch so eine Aufführung machte der König, daß seine Armee Widerwärtigkeiten ertrug, die sonst dem gemeinen Manne würden unerträglich geschienen haben.

CXIII §.

Von Vorwürfen.

Mache nicht leicht jemanden einen Vorwurf; es steht dieß eigentlich nur dem Obern zu, ohne dessen Autorität das Vorwürfemachen gemeiniglich der Beweis eines groben Unverstandes ist. Aber auch die Obern müßen dießfalls behutsam zur Sache gehen, wenn sie anders nicht Gefahr laufen wollen, statt der Antwort eine Erwiederung zu bekommen, die ihnen oft ganz unerwartet ist.

Einer, der in seinen Geschäften mehr darauf sah, wann es ihm, als, wann es andern, gelegen wäre, machte einst seinem Freunde den Vorwurf mit Vermelden: „So treffe ich Sie „dann niemals an, als oft ich zu Ihnen „kommen will.“ Ja, antwortete dieser: weil „Sie niemals kommen wollen, als nur, wo „ich nicht anzutreffen bin.“

Nachdem der türkische Kaiser Soliman Belgrad erobert hatte, kam ein altes Weib zu ihm, und beschwerte sich, daß seine Soldaten ihr alles

Vieh in Einer Nacht gestohlen hätten, worinn doch ihr ganzes Vermögen bestand. — „Ihr müßet „auch sehr fest geschlafen haben, sagte ihr „der Sultan mit lachendem Tone, daß ihr „die Räuber nicht gehört habt.“ — Frey„lich schlief ich, gnädiger Kaiser, erwiederte „die Alte: und zwar in dem Vertrauen „schlief ich, daß Eure Hoheit für die allge„meine Sicherheit wachen würden.“ — Der Sultan, dem es nicht an Erhabenheit des Geistes fehlte, billigte diese Antwort, so dreust sie auch war, und ersetzte ihr den Schaden, den er hätte verhüten sollen.

CXIV §.

Vom Urtheilen.

Man muß lange zuvor denken, und man muß ohne Vorurtheile denken können, wenn man die Wahrheit zu finden verlanget; wenn man mit der betrogenen Welt nicht betrogen werden, und in seinem Urtheile, besonders gegen den Nächsten, nicht irren will.

Was hab ich denn Böses gethan? rief der Philosoph Antisthenes auf, da man ihm sagte daß er von den Leuten gelobet werde. — Nämlich, das schmeichelhafte Lob des Sünders, ist die Schande des Gerechten; und das beste Kennzeichen, daß man lobenswürdig sey, ist dieß, wenn man von den Lasterhaften getadelt wird.

CXV §.

Von der Wahrheit.

Die Wahrheit ist die Mutter der Weisheit; aber ihre ungerathene Stieftochter, von der sie fast überall begleitet wird, ist der Haß. Glückselig also darf sich der Pöbel achten, und jeder, dem man die Wahrheit gerade hin, und ohne Scheu sagen darf. Unglücklich entgegen sind gewisse Leute, benanntlich die Adelichen, weil man in Sachen, die ihre Person betreffen, ihnen gemeiniglich mehr Schmeicheley, als Wahrheit, saget, und dieß zwar allezeit nur zu ihrem größten Schaden.

Als Antiochus der VII., König in Spanien, einst auf der Jagd sich verirret, und von seinen Leuten verloren hatte, mußte er in einer Bauern-

hütte,

Hütte, die er gähling antraf, übernachten. Da ihn die Leute nicht kannten, lenkte er bey dem Essen das Gespräch auf seine Person, über die Aufführung des Königs. Man sagte ihm hier ganz aufrichtig und einfältig viele Dinge, die für ihn sehr wichtig, und eben so unerwartet waren. Antiochus antwortete nichts darauf. Am folgenden Tage, als seine Hofleute, die ihn überall suchten, auch dahin kamen, erzählte er ihnen, was er in dieser Hütte gehört; er gab ihnen zugleich einen derben Verweis mit Vermelden: „Seit ich „euch in meinen Diensten habe, so habe „ich in Dingen, die mich angehen, noch nie „die Wahrheit gehört, als nur gestern.“

CXVI §.

Von den Widerwärtigkeiten.

Nichts ist grösser, als ein Mensch, der sein widriges Schicksal mit Großmuth auszuhalten weis. Weil aber junge Leute gemeiniglich, wie die zarten Pflanzen, in der Tugend noch schwach sind, so ist auch für diese nichts gefährlichers, als, wenn sie den Tugendhaften im Unglücke, den lasterhaften Schmeichler entgegen im Glücke, und im

Ueber-

Ueberflusse sehen. Doch, eben dieß ist das Geheimniß der göttlichen Vorsicht; und nur der Thor, nur der Ungläubige ist es, welcher die Tugend, und die gerechte Sache des Menschen von dessen zeitlichen Schicksalen abmessen will. Der Gerechte muß durch widrige Zufälle geprüfet werden, damit er die Feste seines Glaubens, den Grund seiner Hoffnung, und die Größe seiner Seele zeigen könne; damit es offenbar werde, ob seine Liebe uneigennützig sey, und, ob er Gott wegen Gott allein, oder nur seiner zeitlichen Wohlthaten wegen, gedienet habe. — Nur in Mitte der Feinde, nur bey einem gefährlichen Posto kann der Soldat seinem Könige, und der Gerechte sowohl sich, als seinem Gott wahrhaftig Ehre machen. Da indessen ein grosser Theil Leute durch zeitliches Glück immer nur unglücklicher wird, weil man hiedurch gemeiniglich nur desto stolzer, und seines Gottes vergeßner wird.

„Mein Sohn! der Platz eines Königes ist da, wo die Gefahr ist, sagte der grosse Ludwig XIV. zum Dauphin, als sie bey den Belagerungen von Mons und Namur zugegen waren.

„Weil

„Weil du gerecht warest, darum hat „dich Gott durch Widerwärtigkeiten prüfen „müßen," sprach der Engel zu dem frommen Tobias. Ja selbst der Sohn Gottes hätte seine göttlichen Tugenden niemals so scheinbar machen können, wenn er nicht eben so, wie er es wirklich gethan hat, hätte leiden, und sterben wollen.

CXVII §.

Von den Wissenschaften.

Die Künste und die Wissenschaften adeln die gemeinste Herkunft, und sie erniedrigen den König, der ihren Werth nicht kennet.

Virgil las seine Verse dem Herrn der Erde, dem Augustus, in seinen Zimmern vor. Horaz ward von dem Kaiser zum Lieblinge gewählet, und Horaz dürfte ausschlagen des Kaisers Liebling zu seyn, ohne von diesem die Ungnade zu befürchten. Der gelehrte Pope war ein Katholik, ein verhaßter Name bey einem Volke, bey welchem die Vorurtheile, die es hat, vorzüglich mächtig sind. Gleichwohl ist Pope der Freund und die Freude dieser

Nation gewesen, und sein Bildniß steht annoch in den meisten Häusern von Britannien.

Der grosse Weltbezwinger Alexander hatte das ganze Asien schon besieget, da er seinem Lehrer, dem Aristoteles schrieb, er wollte lieber durch ein ausnehmendes Kenntniß und durch Wissenschaften, als durch die Grösse seiner Macht, über alle Sterbliche erhoben seyn. Ja er trug kein Bedenken dem Diogenes bey seinem Fasse in Korinth zu sagen: „Ich „möchte Diogenes seyn, wenn ich nicht „Alexander wäre.“ — So sehr sind Künste und Wissenschaften von Fürsten und Völkern allezeit geachtet worden, und zwar also, daß bey dem weisen Theile der englischen Nation nur die innere Würde des Menschen den wahren Werth des Menschen ausmachet, und daß selbst der Staatsminister von den Engländern verachtet wird, wenn er in Wissenschaften nicht ist, was er seyn soll.

Ein Hofmann sprach einst zum Könige von Arragonien und Sicilien, Alphonsus dem V.: er erinnere sich in der Geschichte gelesen zu haben, daß ein gewisser König gesagt, die Wissenschaften

schickten

schickten sich für vornehme Leute nicht, und folglich dürften diese sich nie den Kopf damit anfüllen. „Du irrest, mein Freund! antwortete ihm Alphonsus: "Kein König, sondern ein „Esel, hat es gesagt."

CXVIII §.

Vom Ziel und Ende. des Menschen.

Gott dienen, und dieß zwar zu jeder Zeit, in allen Ständen, in allen Dingen, dieß ist Alles, und das Einzige, warum der Mensch erschaffen ist. Es ist also nichts nothwendigers, als Gott dienen; es ist aber auch nichts leichters, und nichts nützlichers. Dieses sollen wir als Kinder vor allem andern lernen; dieß sollen wir im männlichen Alter stäts gedenken, und als betagte Greise niemals vergessen: nämlich, daß wir nur darum leben, damit wir den göttlichen Willen anbethen, und vollziehen mögen. Alle unsere Meynungen, Absichten, und Werke müßen demnach nur dahin abzielen; weil alles andere allezeit ein leerer Schuß neben der Scheibe ist.

Man erzählte vom Kaiser Karl dem V. daß er einst einen todtkranken Hofherrn besuchet, dem er seiner grossen Verdienste wegen alle kaiserliche Gnade und höchste Hulden antrug. — „Nur um „eine einzige Stunde bitte ich, daß Eure „Majestät mir das Leben verlängern,“ sagte der Sterbende. Der Kaiser seufzte hierüber, mit Vermelden, daß er dieses zu thun unfähig, und ja selbst ein sterblicher Mensch wäre. Worauf der Todtkranke mit Vergießung der bittersten Zäher sprach: „So hab ich dann mein ganzes „Leben nur zum Dienste eines Menschen „verwendet, der mir itzt meine Tage auch „nicht um eine Stunde verlängern kann! „— mich Elenden! — ich gehe nun aus „der Welt, bevor ich gelernet habe, wa„rum, und zu welchem Ende ich auf die„se Welt gekommen bin.“ — So starb er. —

Ich muß dich doch etwas fragen, sprach ein junger Adler zu einem tiefsinngen, grundgelehrten Uhu. Man sagt: Es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, als oft er in die Luft steigen will, mit dem Schweife voraus, mit dem Kopfe aber gegen die Erde gekehret fliege. Ist das wahr? „Ey dieß

„ist

„ist eine alberne Erdichtung des Menschen, der „wohl selbst ein solcher abenteuerlicher **Merops** „seyn mag, weil er den Himmel, zu dem er erschaffen ist, nur gar zu gern erfliegen möchte, „ohne die Erde, auch nur auf etwelche Augenblicke, aus dem Gesichte zu verlieren. Aber „eben dadurch verliert er beydes; die Erde, weil „er für diese nicht erschaffen ist, und zugleich „den Himmel, weil er für diesen weniger, als „für die Erde, besorget ist.“

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schönberg, Matthias von,

Lehrreiche Gedanken mit kleinen Begebenheiten zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend

München 1792

Mor. 899 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10597342-8
VD18 14726408-001